

STAHL- UND

RÖHRENWERK

REISHOLZ GMBH.

DÜSSELDORF-

REISHOLZ

WERKMITTEILUNGEN

NR. 15 • DEZEMBER 1954





Gedanken
an den
Fahrtsweg

Titel: St. Barbara (Eisenkunstguß)

Friede wird nur sein, wenn die einzige Großmacht, die in der Welt Bestand hat, wenn die Liebe siegt. Der Weltfriede ruht nun einmal auf Liebe sicherer als auf Kanonen. Aber gerade das ist die Quelle all unseres Unheils, daß die Menschheit an Liebe so unsäglich arm geworden ist. So arm wir sonst sind —, daß wir der Liebe ermangeln, ist unsere größte Armut.

Man kann nun freilich Liebe nicht organisieren und kann sie nicht befehlen. Aber etwas können wir: wir können uns bereit halten und können uns ihr öffnen. Und damit können wir beginnen, wenn wir dem unwürdigen Zustand gleich von dieser Stunde an ein Ende machen, den, der anders ist als wir, in seinem Wert herabzusetzen, sein Wollen anzuzweifeln und zu verdächtigen, anstatt in ihm den Mitmenschen zu sehen, der gleichfalls guten Willens ist. Wir möchten nur zu oft, daß jeder genau so ist wie wir...

Die Welt braucht mehr Politiker, die willens sind, sich dieser Politik der offenen Tür des Herzens hinzugeben, anstatt die Summe des Hasses und des mißtrauenden Sichverriegelns zu mehren. Dazu gehört auch, daß sie dahinten lassen, was gewesen ist, und vergessen, was uns einmal getrennt hat. Denn ein Staatsmann, der noch so stolz darauf ist, von sich zu sagen, er könne nicht vergessen, der baut nicht mit am großen Dom der Zukunft.

Es ist nun einmal so: wer nicht vergessen kann, ist ohne Liebe. Und nur aus Liebe rundet sich die Welt ins Gleichgewicht.

Adolf Grimme

*Allen Mitarbeitern und Kollegen, allen Lesern dieser Hefte wünschen wir
gesegnete Weihnachten und einen glücklichen Übergang in das neue Jahr.*

Geschäftsführung

Fritz Uhlenbrock Jimpel

Betriebsrat

Wm. D. D. D.

Marshall

Wie ich mir meine Mitarbeiter wünsche

Die in unseren „Werkmitteilungen“ herbeigeführte Aussprache über das Thema „Wie ich mir meinen Chef wünsche“ war für mich recht lehrreich. Beim Lesen fiel mir unwillkürlich der Vers ein:

„Der tolle Kerl, der diesen Spuk erdacht,
Der hat mich lieber, als ihr anderen alle!“

Ich kann mir denken, daß sozusagen das Gegen thema „Wie ich mir meine Mitarbeiter wünsche“ die Leser der „Werkmitteilungen“ interessieren wird.

Es wäre langweilig, wenn ich mich lang und breit über diejenigen Eigenschaften meiner Mitarbeiter äußern würde, die in meinen Augen selbstverständlich und in einem großen Industrieunternehmen unentbehrlich sind: Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Arbeitsfreude, Tüchtigkeit und gründliches Wissen! Ich möchte vielmehr über eine sehr lebenswerte menschliche Eigenschaft schreiben, die ich gar nicht von einem Mitarbeiter verlangen, sondern die ich mir eben nur bescheiden wünschen kann: Ich meine den Sinn für Humor.

Die harmonische Zusammenarbeit zwischen einem Chef und seinen Mitarbeitern wird meistens gar nicht durch sachliche Meinungsverschiedenheiten gestört, sondern zuweilen durch gekränkten Ehrgeiz und allzu große Empfindlichkeit auf beiden Seiten. Wenn dagegen bei den schärfsten Auseinandersetzungen der Humor zu seinem Recht kommt, herrscht in allen Sitzungen und Konferenzen eine erfreuliche Atmosphäre, ein günstiges „Betriebsklima“, wie die Sozialpolitiker sagen. Der wahre Humorist bringt seine Mitmenschen nicht nur zum Lachen, er versöhnt sie auch. Hinter der Ironie steckt oft der Spott oder gar die Boshaftigkeit, die faulen Witze werden auf die Dauer öde, aber der echte und wahre Humor eines gütigen Menschen ist ein Kleinod in allen Verhandlungen; denn der humorvolle Mensch macht sich nicht nur über die Schwächen seiner Mitmenschen, sondern auch über seine eigenen Fehler lustig. Ein Angestellter, der von seinem Chef noch so

heftig kritisiert wird, gerät nicht so leicht aus der Fassung, wenn der Chef auch seine eigenen „Dummheiten“ nicht verschweigt und heiter über sie lächelt.

Was dem Humor zugrunde liegt, ist das Bewußtsein der Ohnmacht gegenüber dem unvermeidlichen Schicksal. Ein Angestellter kommt trotz seiner Fähigkeiten oft deshalb nicht weiter, weil sein nächster Vorgesetzter, ebenfalls ein tüchtiger Kerl, nur um wenige Jahre älter ist. Das ist in einem großen Unternehmen unvermeidlich. Es wäre schade, wenn dieser jüngere Angestellte über sein Schicksal verbittert würde. Es verrät aber eine große Seelenstärke und zugleich eine geistige Überlegenheit, wenn dieser Angestellte auf den Fittichen des Humors sich mit seiner Stellung abfindet und aus ihr das Beste für sein Werk und für sich selbst herausholt. Sich heiter in das Unvermeidliche fügen, das ist die Kunst des echten Humoristen.

In jeder Betriebsgemeinschaft, auch der idealsten, gibt es Tag für Tag zahlreiche kleine Unannehmlichkeiten, durch welche manche Menschen nervös und aufgeregt werden. Der humorvolle Werksangehörige fällt nicht „vom Stengel“, wenn er den kleinen täglichen Widerwärtigkeiten im Verkehr mit seinen Arbeitskollegen oder mit den Kunden oder gar mit den Steuerbeamten begegnet. Er steht immer über der Situation, weil er tief von dem Gefühl durchdrungen ist, daß es nichts Vollkommenes auf der Welt gibt — seine eigene Person nicht ausgenommen.

Ein Mensch, der Sinn für Humor hat, ist auch nicht empört über die zahlreichen Widersprüche, die es gerade in der industriellen Tagesarbeit gibt. Zum Beispiel: Ein Vertreter der freien Marktwirtschaft möchte in Zeiten der Absatzkrise Kartelle und Syndikate einführen, obschon die Zusammenarbeit in derartigen Verbänden nichts anderes als Planwirtschaft (auf der überbetrieblichen Ebene) ist. Ein sturer und dogmatisch denkender Mensch ärgert sich über diesen Widerspruch, ein humorvoller Mensch dagegen denkt heiter: Warum sollen wir uns über Begriffe (freie

Marktwirtschaft und Planwirtschaft) streiten; die Hauptsache ist, daß es rund geht in unserem Betrieb!

Es ist ganz natürlich, daß die Geschäftsführung über soziale Leistungen zuweilen eine andere Auffassung hat als die Belegschaft. Die Geschäftsführung muß stets darauf achten, daß die freiwilligen sozialen Aufwendungen im Einklang mit den finanziellen Möglichkeiten stehen. Es ist in unserer Gesellschaft so erfreulich, daß unser Betriebsrat sich nicht in den Schmollwinkel zurückzieht, wenn er nicht alle Wünsche durchsetzen kann, sondern daß er in Ruhe und Besonnenheit weiter um die sozialen Belange der Belegschaft kämpft.

Im vergangenen Jahr war zwischen Geschäftsführung und Betriebsrat über die Höhe der Weihnachtsgabe verhandelt worden. Als sich die Entscheidung aus bestimmten Gründen hinauszögerte, wurde ein Teil der Werksangehörigen begreiflicherweise etwas unruhig. Wie herzerquickend mußte in dieser Lage die witzige Frage eines humorbegabten Belegschaftsmitgliedes wirken:

„Welcher Unterschied besteht zwischen einem Donner, einem Blitz und der Weihnachtsgratifikation?
Den Donner hört man, aber man sieht ihn nicht,
den Blitz sieht man, aber man hört ihn nicht.
Von der Weihnachtsgratifikation hört und sieht man nichts.“

Ein humorvoller Mensch wird nicht sogleich zum Pessimisten, wenn er seine Wünsche und Anregungen nicht sofort durchsetzen kann. Er tröstet sich in heiterer Gelassenheit mit dem Gedanken, daß vieles der Zeit zu überlassen ist.

„Alles ist wichtig nur für Stunden,
Ärger ist Zehrer und Lebensvergifter,
Zeit ist Balsam und Friedensstifter.“

(Theodor Fontane)

Dichter und Philosophen haben den Humor als die höchste Betätigung der Geistesfreiheit und als eine herrliche Gottesgabe bezeichnet. Es ist daher sicherlich verständlich, daß ich mir Mitarbeiter wünsche, die mit ihrem Sinn für Humor mir meine Entscheidungen und meine Arbeit erleichtern.

Rezeptur für frohe Stunden

Genießen ist die heitere Lebenskunst, der natürlichen Selbsterhaltung eine ästhetische Form zu geben. Aus einer, zu allen Zeiten und bei allen Völkern nie verleugneten Neigung seiner Natur heraus, hat der Mensch mit besonderer Sorgfalt, Überlegung und Findigkeit die Kunst des Genießens gepflegt und entwickelt, als wohltuende Ergänzung seines Wissens um höchste Daseinswerte, blitzende Erlebnisse und letzte Dinge.

So gibt es für jeden Menschen Stunden, wo er sich dem guten Vollmondgesicht Lannu Goedzack, der den Rosenkranz von Fettammern abbetet, näher und verwandter fühlt als dem erbitterten Grübler. Bekenne sich nur jeder wacker zur Ganzheit des Lebens, denn die Sehnsucht, die nach Sternen greift, zwingt nicht, den Teil des Ichs zu verachten, der in der Epidermis beschlossen liegt.

Vom rechten Trank ...

Den Durst zu löschen ist eine Wonne. Aber man trinke nicht über den Durst. Der Magen, der vor Flüssigkeit schwappt, wird hilflos. Wer fliegen will, bindet sich keinen Klotz ans Bein. Edle Getränke sind konzentriert. Man trinkt sie nicht für den Durst, denn feine Werte entziehen sich der Zwecksetzung. Sie sind sich selbst Zweck und verlangen auch in der Traulichkeit der Zwiesprache die Achtung vor ihrer Persönlichkeit.

... und richtigen Trinken

Einem guten Weinbrand oder erlesenen Likör kommt man auf die Feinheiten, füllt man ihn kellerkalt in ein handwarmes oder über einer Wachskerze angewärmtes Schwenkglas. Vornehmlich in der Nase offenbart er dann seine Seele und seinen Geist. Dann erst läßt man ihn langsam über die Zunge gleiten.

Wie sehr ehrt sich und seine Gäste ein Mann, setzt er im edlen Glas seinen Freunden einen Tropfen vor, der den Duft der Reben in sich hat. Möge er dann die Worte der Hexe wiederholen, die diese im Faust zu ihrem Herrn und Meister spritzt:

Hier hab' ich eine seltne Flasche,
aus der ich selbst zuweilen nasche,
ich will Euch gern ein Gläschen geben ...

So entstand der erste Rauschgold- engel

Es nachtete schon, die schmalen Gassen der Stadt Nürnberg lagen still und verlassen da. Nur der „Dockelesmacher“ Hauser war noch unterwegs. Der Schnee fiel in dichten Flocken nieder und löschte die Spuren seiner Tritte sofort wieder aus, obschon sein Fuß tief einsank, als trüge der Mann eine schwere Last. So gebeugt erschien auch seine Gestalt, so unfrei jeder seiner Atemzüge.

Die Bürde, die dem Puppenmacher zuweilen ein kaum unterdrücktes Stöhnen erpreßte, ruhte zwar nicht sichtbar auf seinen Schultern, aber sie lastete ungleich schwerer auf seinem Herzen: ihm war sein einziges Kind gestorben, sein Töchterlein, von dem die alte Base Sanna gesagt hatte, es sei so engelhaft schön, daß der Herrgott es ganz gewiß einmal vor der Zeit zu sich nehmen würde. Nun hatte sich der Aberglaube der Alten erfüllt und in dem Haus, wo vordem frohes Werken und helles Kinderlachen gewesen war, herrschte nun Wehmut und Bitternis. Die Frau hatte der Verlust besonders hart getroffen, sie, die allzeit Muntere und Zufriedene, welkte dahin vor Kummer, taub für jedes gutgemeinte Trostwort, tränenlos, bar jeder Hoffnung.

Als der Puppenmacher seine Stube betrat, fand er sie im Dunkeln sitzen, die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf schlafend zurückgeneigt. Erschöpfung mochte sie nach vielen schlummerlosen Nächten überwältigt haben.

Der Mann betrachtete sie voll Erbarmen. Vor ihr auf dem Tisch lagen allerhand bunte Stoffreste verstreut und etliches Rauschgold, wie es die Goldschläger im benachbarten Schwabach herzustellen pflegten. Eine besonders prächtige Docke hatten sie ihrem Töchterchen davon zum Christfest machen wollen — und nun fiel der erste Schnee auf sein kleines Grab.

Der Puppenmacher griff wie träumend nach dem knisternden Rauschgold und während er es in den Händen hielt, stand das liebliche, pausbäckige Gesichtchen seiner kleinen Tochter leibhaftig vor ihm auf.

Behutsamen Schrittes, um die Schlafende nicht zu wecken, ging er hinüber in seine Werkstatt und entzündete die Lampe. Wie, wenn er nun versuchte, ein Püppchen zu gestalten, das seinem verstorbenen Kind recht ähnlich und wie ein Englein angetan war — ob das seine Frau nicht ein klein wenig trösten, die Starrheit ihres Schmerzes endlich lindern könnte?

Mit eifrigen, geschickten Händen machte er sich ganz erfüllt von diesem Gedanken, sogleich ans Werk. Die halbe Nacht rumorte er in seinem Arbeitsraum, dann hatte er's geschafft: ein engelgleiches Wesen mit fein-gefälteter Schürze und einem Krönlein über dem lieblichen Kindergesicht lag vor ihm auf dem Tisch. Wie eine Kostbarkeit trug er's hinüber zu seiner Frau.

Er weckte sie sanft, legte ihr das goldene Püppchen in den Arm: „Schau einmal, Liebste, was ich für Dich gemacht habe!“ Sie taumelte schlaftrunken empor, sah mit großen Augen auf den Rauschgoldengel und lehnte sich in bitterlichem Aufschluchzen an des Mannes Schulter. Doch ließ sie, auch während er sie tröstend umfing, das Püppchen nicht fahren, drückte es vielmehr mit unendlicher Zärtlichkeit an sich und murmelte beglückt: „Ja, so hat's ausgesehen, ganz so!“

In dem Puppenmacher Hauser aber erwachte mit dem hellen Tag der gesunde Geschäftsgeist. Wenn er nun versuchte, solche Püppchen auf dem Weihnachtsmarkt feilzubieten? Sicherlich gefiel das Neue den Leuten und fand guten Absatz!

Seine Hoffnung sollte ihn nicht betrügen: schon im folgenden Jahr mußte er sich zwei Gesellen zur Hilfe einstellen, so groß war die Nachfrage nach seinen Rauschgoldengeln. Und

bald wanderten sie zu Hunderten aus seiner Werkstatt in alle deutschen Gaue.

Rund dreihundert Jahre sind seither vergangen, die Welt hat ihr Gesicht sehr verändert. Das der kleinen Nürnberger Rauschgoldengel aber ist das nämliche geblieben bis

auf den heutigen Tag und es ist, indem es vom Weihnachtsbaum niederlächelnd Friede und Seligkeit in abertausend Herzen trug, wohl zum schönsten Denkmal geworden für das frühverstorbene Kind des Puppenmachers Hauser — — —.



WER WAREN SIE?

Bundespräsident Heuß gedachte vor allem folgender vier Gewerkschaftsführer:

Hans Böckler

geboren am 26. Februar 1875 in Krautskirchen. Gelernter Gold- und Silberschläger. Schon in der Lehre Gewerkschaftsmitglied. Gewerkschaftssekretär in Frankfurt, Saarbrücken, Breslau, Berlin, Köln, Düsseldorf. 1928—1933 Mitglied des Reichstages für die SPD. Nach 1933 wiederholt in Haft. Nach der Kapitulation vollzog er den Aufbau der Gewerkschaft in Köln für Rheinland und Nordrhein-Westfalen. Ab 1947 Vorsitzender des Gewerkschaftsbundes in der britischen Zone; seit 1949 Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes für die Bundesrepublik. Seit 1949 Senator der Max-Planck-Gesellschaft. Am 26. Februar 1948 Dr. jur. h. c. der Universität Köln. Gestorben 16. Februar 1951.

Karl Legien

geboren am 1. Dezember 1861 in Marienburg. Entscheidend am Aufbau der Freien Gewerkschaften beteiligt. Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Reichstagsabgeordneter für die SPD. Vertreter Deutschlands im Internationalen Arbeitsamt. Bedeutsame Schriften: 1899 „Koalitionsrecht der deutschen Arbeiter in Theorie und Praxis“, 1911 „Die deutsche Gewerkschaftsbewegung“, 1914: „Aus Amerikas Gewerkschaftsbewegung“. Legien organisierte den Generalstreik, der Anfang 1920 den Kapp-Putsch zum Scheitern brachte. Gestorben 18. Dezember 1920 in Berlin.

Wilhelm Leuschner

geboren 1890, gelernter Holzbildhauer, trat früh der gewerkschaftlichen Bewegung und der Sozialdemokratischen Partei bei. 1928—1932 Innenminister in Hessen, dann führend im Vorstand der Freien Gewerkschaften. 1933—1934 im Konzentrationslager. Leuschner war Führer des sozialistischen Flügels der deutschen Widerstandsbewegung. Nach dem 20. Juli 1944 wurde er hingerichtet.

Adam Stegerwald

geboren 14. Dezember 1874 in Greußenheim bei Würzburg. Gelernter Schreiner. Gründete 1899 den Zentralverband Christlicher Holzarbeiter. 1917 bis 1918 Mitglied des Preußischen Herrenhauses. Seit 1920 Mitglied des Reichstages für das Zentrum. Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes und des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Preußischer Ministerpräsident, Reichsverkehrsminister und Minister für Volkswohlfahrt. Bedeutsame Werke: Deutsche Lebensfragen — Wege der Volkswohlfahrt — Kinder in Not — Arbeiterschaft und politische Zukunftsentwicklung — Sittliche Kraft und rohe Gewalt. Gestorben am 3. Dezember 1945 in Frankfurt.



Vom 4. bis 9. Oktober fand der 3. ordentliche Bundeskongress des DGB in Frankfurt statt.

Das besondere Gepräge der Kongreßeröffnung bestand darin, daß zum ersten Male ein Staatspräsident an einem Gewerkschaftskongress teilnahm und sich in seiner Rede eindeutig zu den Bestrebungen und Zielen der Gewerkschaften bekannte.

Wir geben hier die Rede, die oftmals nur auszugsweise zu lesen war, wegen ihrer Bedeutung im Wortlaut wieder.

Geehrte Vertreter des Deutschen Gewerkschaftsbundes!

Die vier Bildnisse, die von der Stirnwand dieses Saales auf Sie herabblicken, sollen ein Stück Geschichte, als Symbol, in Ihr, in unser Bewußtsein rücken.

Ich habe diese vier Männer alle persönlich gekannt.

Da ist Karl Legien; ich sehe ihn noch vor mir, mit seinen flinken dunklen Augen unter dem weißen Schopf; ein Mann mit sarkastischem, aber auch fröhlichem Realismus, der nicht nur eine große organisatorische Kraft war, sondern auch in der unbefangenen Deutlichkeit seiner rationalen Argumentation den Gegenspieler schier überannte. Er war nicht sentimental; auch Hugo Stinnes war nicht sentimental. Aber es ist nicht nur eine Zeitanekdote, sondern es hat eine tiefere Bezüglichkeit, die nicht ganz vergessen werden soll: Nach Legiens Tode 1920 nannte Stinnes in menschlichem und sachlichem Respekt das erste Schiff, das er neu bauen ließ, nach seinem Gegenspieler.

Da ist Adam Stegerwald, viel verhaltener, mit feinem wachen Gefühl für staatliche Macht und dem Bemühen, den Gesinnungen und Lehren, die in den päpstlichen En-

„Der Heuß ist mit den Problemen der Gewerkschaften vertraut“

zyklischen, der Rerum novarum, der Quadragesimo anno, ausgesprochen waren, die auf das ausgeglichene gesellschaftliche Sein zielen, in einer Zeit politischer Wirrnisse Form und Geltung zu geben.

Da war Hans Böckler, dereinst Legiens zuverlässig sichere „rechte Hand“, dessen in sich ruhende feste Menschlichkeit in unser aller Bewußtsein dankbar lebendig ist.

Und zwischen ihnen Wilhelm Leuschner. Ich finde es schön, daß seiner gedacht wurde. Er konnte ja innerhalb der Gewerkschaftsbewegung nicht zur ausreifenden Entfaltung kommen. Er ist aber aus den Reihen der Gewerkschaften im „Widerstand“ die sichtbarste Erscheinung — wie viele, viele, vergessen und doch unvergeßlich, waren vor ihm, nach ihm Opfer der fürchtenden und darum hassenden Diktatur geworden! Sein sorgender Ernst griff über das geschichtliche Vermächtnis hinaus, in das er gestellt war. Er mißachtete politische und gesellschaftliche Schranken, die ihm wesenlos erschienen, wenn es um die neue Sinnegebung einer sozialen Volkspolitik ging.

Die Erinnerung mag noch andere Namen suchen:

Leipart und Tarnow, Giesberts und Imbusch, den schier zierlichen Alexander Schlicke und den mächtigen Otto Hue, der mir in seiner herben und doch freien Art am eindrucksvollsten blieb von all den Männern, denen ich begegnen durfte, jener Schlosser, der aus den Reihen der evangelischen Arbeitervereine kommend, die Bergarbeiter organisatorisch zusammenfaßte und zugleich Historiker wurde.

Schließlich auch von den „Hirschen“, wie man so schön sagte: Gleichauf und Hartmann, mehr verwaltende als kämpferische Naturen.

Warum rede ich von diesen Männern? — Um aus einer hartfragenden Gegenwart in die Unverbindlichkeit des Gewesenen auszuweichen? — Nein! Der Sinn dieser Bilder, den die anderen Namen, die ich hier nannte, vertiefen und verbreitern wollten, ist doch der: Dieser heutigen Generation das Wissen um eine Kontinuität zu geben, die zerrissen wurde, als am 2. Mai 1933 die Gewerkschaften von der Brutalität der dirigierten Gosse vernichtet wurden.

Aus verschiedenen Quellen zum gemeinsamen Strom.

Die gewerkschaftliche Arbeit in Deutschland besaß, geschichtlich, weltanschaulich, auch religiös bedingt, einige Quellflüsse; daß sie sich jetzt zu einem Strom vereinigt haben, ist ein sachlicher Gewinn. Die unvermeidlichen propagandistischen Grenzkämpfe fallen weg. Auch für den eventuellen Vertragspartner ist das bei richtig verstandenen Eigeninteresse ein Vorteil. Als Sie den Bundespräsidenten zur heutigen Tagung einluden, hat dieser, aber auch der Heuß, unverzüglich und gerne zugesagt. (Lebhafter Beifall.) Der Bundespräsident möchte damit bekunden, daß der Staat Aufgabe und Wirkung der Gewerkschaften bejaht und dankbar sein muß für die vielerlei sammelnde und ordnende Kraft, die von ihnen ausging und ausgeht. Der Heuß aber möchte aussprechen dürfen, daß er sich mit den Problemstellungen in ihrer Entwicklung einigermaßen vertraut weiß, wovon Freitag schon in freundlicher Weise gesprochen hat.

Es wird, hoffe ich, nicht als wichtigtuerischer autobiographischer Beitrag erscheinen, wenn ich davon erzähle, daß ich vor einem halben Jahrhundert ein Schüler Lujo Brentanos gewesen bin. Er war der erste Historiker der Gewerkschaften, der englischen zunächst, in den „Arbeitergilden der Gegenwart“, der erste Theoretiker auch der

deutschen Gewerkschaften. Er hat sich noch — oder schon — auch mit Karl Marx literarisch über diese Fragen herumgeschlagen.

Ich darf daran erinnern — es sind jetzt eben 40 Jahre her —, daß ich zum 70. Geburtstag dieses meines Lehrers das erste Essay schrieb, das, wie ich glaube, überhaupt diese Frage anfaßte: „Das Organisationsproblem der freien Berufe.“ Deren Wirtschaftsschicksal ist ja bis heute meine dauernde Sorge geblieben. Weiß Gott, was ich an eigenem hier in die Arbeit hineinsteckte! Vor Jahrzehnten machte ich einmal den kläglich gescheiterten Versuch, für die „freien Schriftsteller“ etwas wie einen Tarifvertrag auszuhandeln. Es mißlang. Meine letzte literarische Arbeit vor

Jahrhunderts erste Gewerkvereine, Gewerkschaften in Deutschland gegründet wurden, standen neben dem humanitären Realismus des Genossenschaftlers Schulze-Delitzsch zwei sozialistische Theorien zur Verfügung, die psychologisch höchst wirkungsvoll waren: Das „eiserne Lohngesetz“ des Lassalle: Der Lohn wird immer wieder in die Tiefe sinken durch das wachsende Arbeitsangebot aus der wachsenden proletarischen Bevölkerung. Und die Fessel dieses Gesetzes kann, so meint Lassalle, nur durch die „Produktivassoziation“ gesprengt werden. Und daneben die „Verelendungstheorie“ des Karl Marx, die der Kapital- und Werkkonzentration, die unausweichlich



V. l. n. r.: August Schmidt, ehemaliger 1. Vorsitzender der Industriegewerkschaft Bergbau
Bundespräsident Prof. Dr. Theodor Heuß Dr. h. c. Rudolf Wissel, Reichsarbeitsminister a. D.

der Präsidentenwahl lag auf dem gleichen Gebiet, es war ein Beitrag in die Festgabe zum 70. Geburtstag von Gustav Radbruch: Die „Ware Arbeit“.

Die „Ware Arbeit“ und das Lohnproblem.

Was bringt sie dem, der sie anbietet; was kostet sie den, der sie abnimmt — das Lohnproblem?

Daß die „Ware Arbeit“ nicht einfach „Ware“ sei, sondern an den individuellen Menschen gebunden, war schon ein Teil der Kontroverse zwischen Brentano und Karl Marx gewesen.

Der geschichtlich immer eindrucksvolle Vorgang ist dies: Als in den merkwürdig bewegten 60er Jahren des alten

sozialökonomische Verelendung, das Absinken des besitzlosen industriellen Lohnempfängers folgen sah.

Warum erinnere ich daran? Es wurde unausgesprochen, aber doch bald gefühlt, der innere Sinn, auch die sittliche Kraft der Gewerkschaften, die Gesetzlichkeit dieser Thesen zu widerlegen, indem sie darum kämpften, die Lohn- und Arbeitsbedingungen zu bessern, die Verelendungskurve der industriellen Frühzeit, die Karl Marx erlebt hatte, vom ihrem Trend nach unten abzufangen, ihr die andere Linie aufzuzwingen.

Halten Sie mich bitte nicht für so harmlos oder für so töricht, daß ich bei einer solchen Betrachtung auf eine ge-

glaubte Fortschritt-Idylle blicke. Es war ein opferreiches Mühen, den Gedanken der Solidarität in eine junge industrielle Arbeiterschaft aus zahllosen Herkunftsn — ländlich, kleingewerblich; dazwischen Fremdarbeiter — hineinzutragen, so, daß er saß, daß er fest saß und nicht bloß politisch dann und wann emotionell erregt wurde. Es war ein kämpferisches Unterfangen, vor und nach der Jahrhundertwende den Begriff des kollektiven Tarifvertrages als einer neuen Rechtsform gegenüber der Gewohnheitsnorm mit unsicheren Grenzen, gegenüber den individualgedachten Vertragsabreden ins Bewußtsein zu tragen.

Bildungsschicht trug Forderungen der Arbeiter mit.

Der Hafenarbeiterstreik in Hamburg war vorausgegangen. Der Streik der Textilarbeiter in Crimmitschau war ein zweites Exempel. Sie haben damals ganz Deutschland bewegt. Und das war das Neue: Die im Konkreten unbeteiligte „öffentliche Meinung“, große Teile der sogenannten „Bildungsschicht“ trugen die Forderungen der Arbeiterschaft mit. (Ein Zwischenwort für die Feinhörigen unter Ihnen: Dieser Satz ist nicht bloß eine „historische“ Anmerkung.)

Jetzt erst begannen auch, wenn ich richtig sehe, bei der Lohntheorie in den Rechts- und Vertragsformen Verfeinerungen einzusetzen; das hängt auch mit der Entwicklung der technischen Apparatur zusammen: Zeitlohn, Stücklohn, Einzelakkord, Gruppenakkord. Ich erinnere nebenbei an den bösen Anklagespruch, der in meiner Jugend noch als etwas Selbstverständliches galt: „Akkordlohn = Mordlohn“! Die Antworten differenzieren sich.

Auf der Unternehmerseite werden die Dinge damals nicht einheitlich gesehen. Die einen begrüßen die Entwicklung, die die Ordnung im größeren Rahmen und eine sichere Abrede ermöglicht. Es sind die sozial-liberalen Typen: Freese, Abbe, Bosch. Die anderen finden sich damit ab. Dritte verlegen sich auf den Gegenstoß, indem sie „ihre“ Gewerkschaften zu gründen versuchen, die sogenannten „gelben“. Wenn Ihnen manches von dem, was ich bisher gesagt habe, nicht gefallen sollte — was ich nicht erwarten kann —, und wenn einiges, was ich nachher noch zu sagen habe, im Zweifel der Gefühle hängen bleiben wird — jetzt habe ich Ihnen etwas zu erzählen, was Ihnen allen vielleicht Freude macht. Freilich: ich bin unsicher, ob es passend oder ungehörig ist, wenn ein Bundespräsident gesteht, daß er vorbestraft ist. (Heiterkeit.)

Meine Unschuld vor deutschen Gerichten verlor ich im Sommer 1909, weil sich der Gründer und Führer dieser „Gelben Gewerkschaften“, Rudolf Lebius — einzelne von Ihnen werden ihn noch gekannt haben — durch einen Artikel, den ich in der „Hilfe“ veröffentlichte, beleidigt fühlte; offenbar mit Recht, denn das Amtsgericht und nachher das Landgericht schlossen sich seiner Auffassung an. Ich wurde zweimal verknackt. Es ist in der Zwischenzeit verschmerzt worden. Der Vorsitzende des Berliner Metallarbeiter-Verbandes, Cohen, überbot sich damals, mich mit Material zu versorgen, was mich mehr interessierte als die Richter. (Stürmischer, heiterer Beifall.)

Ich habe damals viel gelernt, und ich hoffe, daß auch die Unternehmerschaft in diesem Bereich in der Zwischenzeit für immer gelernt hat. Denn diese Dinge: die Versuche, eine von der Unternehmerschaft ausgehaltene Gewerkschaft zu schaffen, diese Dinge verschleimen jede klare Entscheidung.

Die geschichtliche Entwicklung von Schlichtungsordnungen.

Es ist nun, glaube ich, sehr interessant, wie die Kriegssituation und ihr Ende auf die sozialpolitische Typik sich auswirkt. In dem sogenannten Hilfsdienstgesetz taucht, lohnpolitisch, zwischen dem „gelernten“ und dem „un-

gelernten“ der „angelernte“ Arbeiter auf. Diesen haben wir früher nicht gehabt. Das wandelte sich später auf mannigfache Weise. Aber wirkungsvoller wird es im Ausgang: Der Demobilmachungskommissar erhält ein lohnpolitisches Entscheidungsrecht. Das ist die Vorform des „Schlichters“. Die Engländer hatten ihre Einigungsämter schon entwickelt. Brentano hatte über ihre reflektiert. Hier war ein Dekret: Die Vorform dessen, was später durch Gesetz Schlichtungsordnung mit dem Recht der Verbindlichkeit wurde. Ich will davon breiter nicht handeln.

Die Frage hat für Ihre Beratungen in dieser Woche eine zentrale Bedeutung erhalten, seit Freitag und Paulsen ihr Abkommen unterzeichneten. Ich hatte aus Bayern meine Zusage, hierher zu kommen, schon vorher gegeben. Die Unterzeichnung war keine besondere Liebesswürdigkeit, um mir hier das Auftreten zu erleichtern. (Stürmische Heiterkeit.)

Ich war durchaus entschlossen, auch noch mitten in der Kampfsituation, die mich damals geographisch umgab, hierher zu kommen und einfach zu sagen: Macht das! Ich habe das so oft gesagt.

Staat darf als Schlichter nicht überfordert werden.

Da drüben nun sitzt mein alter Freund Rudolf Wissel — ich darf ihn so nennen: als Arbeitsminister, als Schlichter in Berlin, hat er mit diesen Dingen unendlich viel zu tun gehabt. Er besaß immer einen starken Glauben an die regulierende Kraft der im Staate verfaßten Gesellschaft, oder doch an ihre zugreifende Verantwortung. Er selber hat die Verantwortung nie gescheut. Aber die Temperatur ist eine andere geworden als zu seiner Zeit. Warum denn das? Wir haben in der Hitlerzeit zu viel an staatlichen Verordnungen, auch an Gewaltverordnungen, des bürgerlichen und ökonomischen Lebens gehabt, und wir sehen heute, daß beide Gruppen: Unternehmer und Gewerkschaften, ein Gefühl dafür besitzen: dieser langsam werdende Staat mit der Fülle der ihn bedrängenden Ansprüche darf nicht überfordert werden. Beide Gruppen empfinden irgendwie auch ein Manko an sich selber, wenn sie die Sache nicht aus Eigenem fertig bringen. Ich will nicht untersuchen, ob oder wann oder wo man ehemals in den Kampf trat mit kräftigen Forderungen, an die man selber nicht recht glaubte, um vor seinem Anhang „das Gesicht zu wahren“ und sich eben auf die „Verbindlichkeit“ einrichtete — sie erlaubte dann, auf den Staat zu schimpfen. Das sachlich disziplinierte Verfahren, das Eigenverfahren ist, ganz spießig ausgedrückt, redlicher und sogar tapferer. Und die Unterschriften von Paulsen und Freitag scheinen mir in solchem Sinne redlich und tapfer.

„Das Streikrecht ist eine völlig legitime Sache“.

Ich weiß, es wird hier darüber gestritten werden. Manche mögen die Sorge haben. — Es sind ja hier auch außenpolitisch pazifistische Seelen, die im inneren Betrieb sehr militant sind —: die sozialwirtschaftlichen Spannungen werden in Paragraphenwatte gepackt. Dazu möchte ich etwas Grundsätzliches und zugleich Banales sagen, das vielleicht nicht jedem draußen gefällt, das ich aber seit einem halben Jahrhundert sage und jetzt nicht weglassen werde: Das Streikrecht des Lohnempfängers ist eine völlig legitime Sache. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Es ist nicht nur formalrechtlich begründet, seitdem das Arbeitsverhältnis in einen umgrenzten Vertragscharakter übergegangen ist, sondern auch ein Individual- und Gruppenanspruch, auf bessere Berufs- und Lebenslage geschlossen einzuwirken, und zwar, das ist nicht verwunderlich, vorab in den Perioden guter Konjunktur, guter Erträge, zu denen man ja selber mitgewirkt hat, wird dieses Recht angewendet. Aber das Streikrecht ist „das Schwert an der Wand“. Das ist, ich will nicht sagen „schön“, es ist ja nicht als Zimmerschmuck gedacht, aber es ist bedrohend und beruhigend in einem; nur soll man nicht mit ihm spielen, daß

es metallisch klingt (der Metallarbeiterverein braucht sich durch diese akustische Bemerkung nicht getroffen zu fühlen) (Heiterkeit), dieses Geräusch macht Leute nervös, auch aufgeregt.

Die bessere Politik: Neben- und Miteinander regeln.

Die bessere Politik ist immer noch, zwischen den Völkern, das wissen wir, weiß Gott, wenn sie ihr Nebeneinander und Miteinander nicht mit Metall, sondern auf dem Papier regeln, und auf dem Papier sollen Gesinnungen und Rechte aufgeschrieben sein. Das gilt auch für die beruflichen Gruppen. Das mag manchem von Ihnen sentimental klingen, es ist sehr realistisch. Ich spüre, Freitag und Reuter werden leicht besorgt, wie lange der „noch reden“ wird, über was alles noch; wir kommen ja mit der Zeit in Verdruß. Ich rede also nicht von der „expansiven Lohnpolitik“ (Heiterkeit), mit ihrer konsum- und damit produktionssteigernden Wirkung. Erhard und Agartz winkten sich aus der Ferne von Schiffen verschiedener Fahrtrichtung mit Wimpeln sehr ähnlicher Farben und Zeichen zu, ich aber behalte meine von den beiden Schiffspassanten sich etwas abhebende persönliche sozial-ökonomische Meinung bei mir, sonst steht wieder, wie nach meiner Rede in Heidenheim in der Zeitschrift „Metall“, es sei sozusagen eine Pflicht meiner gegenwärtigen Beschäftigung keine Meinung zu haben oder doch sie nicht zu äußern. (Heiterkeit.)

Ich halte den Kampf um die verkürzte Arbeitszeit völlig in Ordnung (lebhafter Beifall) — bitte, den Satz ausschwatze lassen! — ich warne aber davor, daraus ein schlechthin gemeinverbindliches Dogma der Wochenstundentatistik zu machen. Ich war jetzt in einem Gebiet, einem so schönen als armen Land, wo die Menschen immer wieder aus Mangel an Aufträgen (Verkehrslage usw.) auf's Stempelbüro gehen müssen. Ach, wie dankbar wären die für die bescheidenste kontinuierliche Arbeitswoche, um die sie gar nicht kämpfen, die sie ersehnen! Diese Dinge sollen und müssen berechnet werden. Es soll, es mag und wird auch um sie gerungen und gekämpft werden und man soll sich eigentlich, schon ehe es sich um ein Vertragen oder Nichtvertragen handelt, über die Methodik der Betrachtungsweise besprechen. Wozu hat man denn auf beiden Seiten Institute, die den Anspruch auf „Wissenschaft“ in ihrem Titel führen? Es ist meine ökonomische Überzeugung und auch meine Erfahrung, daß das fertige rationale Dogma nicht zu finden ist; als Dogma wohl, als Wirklichkeit nicht. Die Dinge sind nach Standort, nach Branche, nach technischem Stand voll von Wechsel, der nicht überall der Typik sich unterwirft.

Die geistig kulturelle Verantwortung der Gewerkschaften.

In der Arbeit der Gewerkschaften liegt wohl nicht bloß, wenn es auch ihre Mitte ist, das Lohnproblem, sondern der breitere Lebensraum des gewerkschaftlichen Arbeiters. Als die organisierte Kraft als Macht sich begriff, seltsam aber bedeutungsvoll genug, stellte sie neben die Solidaritätsforderung die Chance der zusätzlichen Individualisierung, sprich „Volksfürsorge“. Und es trat die geistig-kulturelle Verantwortung ins Bewußtsein: Nicht bloß Lohn, nicht bloß Arbeitsrecht, so entscheidend wichtig sie sind, sondern: können wir unseren Mitgliedern etwas darüber hinaus geben? Wenn ich mich recht erinnere, ist Sassenbach nach der Jahrhundertwende der eigentliche Motor dieser Betrachtung gewesen. Dies gehört zu meinen rührenden Erinnerungen: Wir aus dem Naumannkreis wurden von den Gewerkschaften wohlwollend taxiert. Der damals noch übliche törichte Unterschied zwischen „bürgerlicher“ und „proletarischer“ Wissenschaft galt für uns nicht. Ich habe am Berliner Engelufer im Gewerkschaftshaus vor 50 Jahren literarische Vorträge halten dürfen, und ich fand dies schön, weil die Grenzen gelockert waren. Wir halfen damals

Sassenbach, als er im Souterrain des Gewerkschaftshauses Musterwohnungen für Berliner Arbeiter einrichten ließ, mit guten und billigen Möbeln. Das war der Versuch, nach meiner Erinnerung der Beginn einer Erziehung, einer Ermunterung, die nicht nur auf die Berufssituation sah, das Arbeitsrecht, die Entlohnung, den Arbeitsschutz, sondern den Menschen schlechthin in seinen kulturellen Bedürfnissen und Leistungen erfaßte. Ich glaube, die Krönung dieses Weges sind die „Ruhrfestspiele“, ein Kind der Notzeit, wobei Max Brauer Geburtshilfe leistete: „Kohle gab ich für Kunst, Kunst gebe ich für Kohle!“ Es ist ein Beispiel gesetzt für die nehmende und gebende Teilhaberschaft an den Früchten des geistigen Lebens. Es ist nicht das einzige.

Doch die Frage geht an das, was man „Freizeitgestaltung“ nennt. Ich liebe das Wort nicht sehr, wenn in dem Begriff „Gestaltung“ ein fremder Wille meine „freie Zeit“ reglementiert. Und doch steht hier ein Problem, sinnvoll den Raum auszufüllen, der aus der erstrebten und gewonnenen Verkürzung der Werkstattarbeit sich ergibt.

Keine „Kraft durch Freude“ — sondern „Menschsein in Muße“.

Darüber denkt man auch in anderen Ländern nach: Gespräche über Amerika und Schweden sagen mir das: Entspannung aus dieser nervenmäßig soviel anspruchsvoller gewordenen technischen Arbeit, zu sich selber, zur Familie zu kommen. Keine „Kraft durch Freude“! Der pompöse Slogan hatte für mich immer einen verräterischen Nebenton, der die „Kraft“ wohl nennt, aber die Steigerung der Arbeitskraft als Ziel sah.

Ich will Ihnen etwas anderes sagen, das vielleicht sentimental klingt: Menschsein in Muße (lebhafter Beifall). Dinge treiben, die persönliche Freude machen: basteln, sammeln, Sport oder Spiel, lesen und wandern; für die Frau, für die Kinder Zeit haben. Ach, sollte da ein kleinbürgerliches Idyll im Stile des Julius Stinde und Heinrich Seidel herauskommen, als letztes Ziel einer sozialen Kampfbewegung? So möchte ich nicht verstanden werden. Es geht darum, der mechanisierten Teilarbeit mit ihren einseitig gewordenen Beanspruchungen den Ausgleich entgegenzustellen, dem nicht nur die freie Zeit gilt, sondern auch den freien Atem des weiteren Lebensraumes, um des Menschen, um der Familie willen zu gewinnen.

Jeder deutschen Veranstaltung gibt heute das Schicksal zurzeit einen politischen Akzent. Was ist es mit dem Deutschen in der Sowjetzone? Für wenige Gruppen ist die Situation beim Hinüberblicken mit soviel Tragik verknüpft wie bei den Gewerkschaften, unter dem gleichen Namen einer schier totalen Verkehrung des Wesenhaften. Ich habe einige Betriebsordnungen und Tarife großer Werke gelesen, etwa vom Stahlwerk Riesa, von Zeiß-Jena: die „Gewerkschaften“ sind mehr oder weniger nichts wesentlich anderes als kontrollierte und kontrollierende Organe der Betriebsleitungen. Das, was man in einem früheren Sprachgebrauch „Antreiber“ nannte, ist jetzt deren Aufgabe geworden. Es kann einem leicht übel werden, wenn man dem militanten Jargon von den „Arbeitsbrigaden“ begegnet. Ich glaube, die älteren Leute drüben leiden unter dieser Sinnverdrehung, aber wir stützen ihren Glauben, indem wir ein Maximum an sozialer Sicherung zu formen wissen, das um eine freie und auch respektvolle Partnerschaft der Gruppen weiß, wie um die Pflicht des Gemeinwesens, seine unverschuldet in Not gedrängten Glieder, Rentner, Kriegsversehrten, Heimatlosen mitzutragen.

Hier stehen Aufgabe und Verantwortung im Rahmen der Demokratie. Die deutschen Gewerkschaften sind aus dem Bekenntnis zur Demokratie gewachsen. Sie stehen auch in einem Wächterberuf, die sie gegen Diktatargesinnungen so hart machen muß, wie gegen syndikalistische Zersetzungsversuche, wenn solche sich melden, und sie werden

sich melden. Die Demokratie des gleichen staatsbürgerlichen Rechts hat viele alte Härten gelockert. Denken Sie an die seelischen Verwundungen durch das preußische Dreiklassenwahlrecht, durch das sächsische Wahlrecht, die staatsgegnerisch wirken mußten.

Darf ich zum Schluß eine philologische, vielleicht überraschende Anmerkung machen? Vor 1914 galt noch das Wort vom „Proletarier“, in das sich ein eigentümliches Trotzpathos eingenistet hatte. Damals schloß man bei manchen Kongressen mit dem gesungenen Refrain: „Wir sind die Arbeitsmänner, das Proletariat!“ Dies Wort, und nehmen Sie das bitte nicht als einen Literatenschnörkel entgegen, ist weggesunken, gestorben, beerdigt. Kein Mensch braucht es noch, und das ist gut so. Ein freies und stolzes Gefühl der in der Verantwortung erstarkten Eigenkraft

hat es abgelöst. Es ruht auf der Leistung für die Gruppe und weiß sich doch in die geschichtlichen Gegebenheiten der vaterländischen Lage eingebettet.

Die vier Männer da an den Wänden sind Vergangenheit, die Treue fordert. Aber sie haben ihre mahnende Gegenwartigkeit. Denn jeder von ihnen erlebte den Augenblick, wo seine gewerkschaftliche Erprobtheit in die politische Verbindlichkeit für das Ganze trat: Legien 1914, Stegerwald 1919, Leuschner 1933 und im stolzen Sterben 1944, Böckler 1945.

Die Männer, die Sie sich in schöner Dankbarkeit zu stummen Zeugen Ihrer Arbeit gerufen haben, sind ein starkes, auch ein forderndes Vermächtnis. (Langanhaltender, lebhafter Beifall.)

*Der Bundespräsident nach seiner Ansprache in anregendem Gespräch mit dem Vorsitzenden des DGB und seinem Stellvertreter.
V. l. n. r.: Georg Reuter, stellvertr. Vorsitzender des DGB, Bundespräsident Prof. Dr. Theodor Heuß, W. Freitag, Vors. des DGB.*



Kleine Geschichte des Kunstgusses

Diese Seite, die seit dem ersten Erscheinen unserer „Werkmitteilungen“ immer unseren Jubilaren gewidmet ist, hat dieses Mal ein anderes als das bis dahin gewohnte Gesicht. Sie ist geschmückt mit der Plakette, welche unseren Jubilaren am Tage ihres Arbeitsjubiläums überreicht wird. Dieser Brauch wurde 1947 aufgenommen und fiel zeitlich zusammen mit der Gründung der Stahl- und Röhrenwerk Reisholz A. G. Gewiß hat sich der eine oder andere schon einmal Gedanken darüber gemacht, wie es zu dieser Gepflogenheit gekommen sein mag. Die Antwort ist schnell gegeben. Es geht um die Pflege und Erhaltung einer alten Volkskunst, die das Material, mit dem wir täglich in unserem Betrieb umgehen, zu gestalten wußte. Die Dinge um Eisen und Stahl sind, wenn es auch den Anschein hat, nicht nur eine Angelegenheit nüchterner Zweckbestimmung, denn oftmals offenbart selbst die Verwendung des Werkstoffes nur in diesem Sinne überraschend seine Schönheit; beides aber verbindet sich, bewußt angestrebt, im Kunstschmiedehandwerk und im Kunstguß.

Die Eisengewinnung ältester Zeit lieferte durch tausende von Jahren ein Material, das unserem heutigen schmiedbaren Stahl ähnlich ist. Die Geschichte weiß jedoch erst um 1400 unserer Zeitrechnung von dem Auftauchen des Eisengusses zu berichten. Nicht daß das Gießen als solches eine unbekannte Technik war. Das bedeutendste Beispiel ist wohl der Koloß von Rhodos. Hierbei handelte es sich um eine gewaltig große Bronzegußarbeit, die im Jahre 294 vor Christi Geburt entstand. Diese Figur war so groß — sie stand an der Hafeneinfahrt von Rhodos — daß ein voll aufgetakeltes Schiff durch ihre Beine hindurchfahren konnte. Verständlich ist es daher, daß diese Arbeit der alten Griechen zu den sieben Weltwundern gezählt wird. Nach dem Sturz des Giganten haben die Araber das Buntmetall fortgeführt. Es wird berichtet, daß hierzu 900 Kamele notwendig gewesen seien. Solche und ähnliche Beispiele einer Manifestation des Lebensbewußtseins und des Lebensgefühls eines Volkes finden wir auf diesem Gebiet der Kunstausübung zu allen Zeiten und bei allen Völkern.

Bei der Betrachtung von Geräten des täglichen Gebrauchs aus vergangenen Jahrhunderten sind wir immer von neuem überrascht, daß kein Stück ohne künstlerische Gestaltung blieb. Ein glänzendes Beispiel für das Kunstbedürfnis der alten Zeit und auch ein Beweis, daß Industrie und Kunst an sich jedenfalls einander nicht fremd zu sein brauchen, sind die Erzeugnisse der Eisenschmelzen vom 15. bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts.

Jeder Werkstoff, ob Gold, Silber, Stein oder Holz hat eine bestimmte Eigenart. Nur wenn der schönheitsuchende Mensch und Künstler diese Eigenart erfaßt, kann er dem Werkstoff die ersuchte Form abgewinnen. Genau so ist es beim Eisen. Es ist als Werkstoff ebenso edel wie zum Beispiel Marmor, Holz oder irgendein Metall. Man muß nur verstehen, wie es behandelt sein will. Anders als z. B. beim Gold sind es beim Eisen die glatten, herben, einfachen und doch edlen Linien, die es zum Kunstwerk werden lassen.

Die alten Meister des Mittelalters verstanden dies. Zahlreiche Ofenplatten, mit lebendigen Bildern geschmückt, Plastiken, Grabdenkmäler, Brunnen, Wappentafeln, geben Zeugnis von ihrem Können. Im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte wechselten

Fortsetzung S. 424

25 jähriges Jubiläum



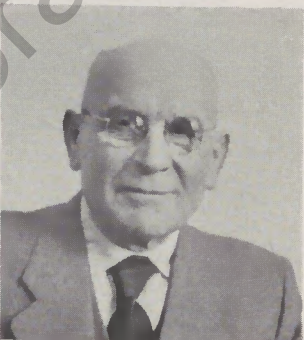
Ferdinand Funke

Rohrwerksarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 17. 5. 27



Anton Krüll

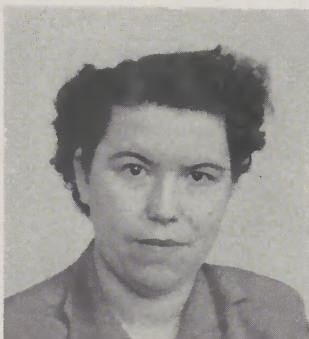
Werkmeister
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 19. 5. 27



Friedrich Spatz

Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 1. 6. 28

15 jähriges Jubiläum



Hildegard Schlüter

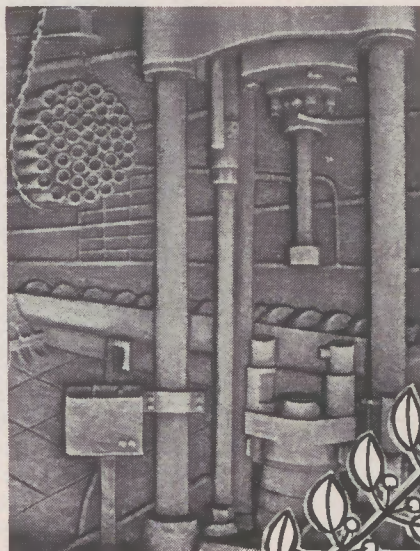
Kaufm. Angestellte
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 21. 6. 38



Elisabeth Oellers

Kaufm. Angestellte
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 1. 12. 39

UNSERE



JUBILARE

40 jähriges Jubiläum



Karl Paduch
Kranfahrer
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 2. 12. 14



Anton Hollender
Rohrwerksarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 7. 12. 14

die Standorte der Gießereien; Pflegestätten des Eisenkunstgusses waren in Schlesien (Gleiwitz), in Sachsen (Lauchhammer), am Harz, die Saynerhütte, die Kgl. Gießerei zu Berlin, in Hessen, im Lahn-Dill-Gebiet und in Hirzenhain (Vogelsberg).

Nach dem Zusammenbruch 1945 waren die Gießereien in Gleiwitz und in Lauchhammer, die bedeutendsten Kunstgießereien der Vorkriegszeit, ausgefallen. Da es feststand, daß der Kunstguß eine leistungsfähige Pflegestätte behalten muß, sollte nicht eine alte Volkskunst in Vergessenheit geraten, übernahmen es die Buderus'schen Eisenwerke, diesem besonderen Zweig des Gießereiwesens eine neue Heimstätte in ihrem Werk Hirzenhain zu schaffen.



Das Werk Hirzenhain, das seine Anfänge urkundlich bis zum Jahre 1375 zurückverfolgen kann, hat den Eisenguß 1678 aufgenommen. Vielleicht hatte der Einfluß der kunstliebenden Mönche — Hirzenhain bezog im Mittelalter ein Kloster und eine weit bekannte Klosterschule — dazu beigetragen, daß in der Hirzenhainer Hütte der Eisenkunstguß gepflegt wurde. Auf dieser Tradition baut die neue Buderus'sche Kunstgießerei auf, die die modernste und größte im Bundesgebiet ist und auch die alten stolzen Überlieferungen der verlorengegangenen ostdeutschen Hütten fortzusetzen gewillt ist.

Unsere Plakette ist ein Erzeugnis des Hirzenhainer Werkes ebenso wie der hier ferner abgebildeten Arbeitern und die Statue der St. Barbara auf der Titelseite.

Mch.

AUGUST BEST

Die Arbeitskarte

Artikel 69 des Vertrages über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl.

In der Zeit vom 12. bis 25. Sept. 1954 hat der Ausschuß Berufsausbildung der Hohen Behörde eine Reise durch die westdeutschen Werke der Eisen- und Stahlindustrie veranstaltet. Der Zweck war, den Stand der Berufsausbildung in dieser Industrie kennenzulernen. Anläßlich der Eröffnungstagung in Düsseldorf habe ich Ausführungen über die Grundsätze der Ausbildungsmethode und über das Ziel, welches sich der Ausschuß für Sozialwirtschaft bei der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie gestellt hat, gemacht. Für diejenigen, die diese Institution noch nicht kennt, eine kurze Aufklärung.

Es kann jedes Werk der Eisen- und Stahlindustrie Mitglied der WV werden. Sie vertritt die Interessen ihrer Mitglieder auf überbetrieblicher Ebene. Beispiel: Es könnte nicht jedes Werk einzeln seine Wünsche auf Erzeinkauf, seine Gedanken bei notwendig werdenden Änderungen der Steuergesetzgebung oder auf dem sozialpolitischen Gebiet, Beschaffung der Landesmittel für Wohnungsbau, usw. mit den zuständigen Stellen, Landes- oder Bundesregierung, Hohe Behörde oder anderen Institutionen behandeln. Es würde ein Durcheinander entstehen, zu disponieren wäre nicht möglich. Die Werke tragen also ihre Probleme an die

WV heran. Hier wird in Ausschüssen gearbeitet und das Brauchbarste für alle zu erreichen versucht. So ist es auch zu verstehen, daß der Ausschuß für Sozialwirtschaft als Sprecher für die gesamte Eisen- und Stahlindustrie zu dem Thema Berufsausbildung auftrat.

Als weitere Folge zum Thema Montan-Union soll heute einmal eine Bekanntmachung mit dem Artikel 69 des Vertrages über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft erfolgen.

Dieser Artikel spricht von der Freizügigkeit der Arbeitnehmer. Was heißt das nun? — Innerhalb der Mitgliedsstaaten soll die bisherige Beschränkung in Bezug auf die Beschäftigung fremder Staatsangehöriger fallen. Wenn also ein Belgier, Holländer usw. in Deutschland Arbeit aufnehmen wollte, so unterlag er besonderen Bestimmungen, die eine Einschränkung für ihn bedeuteten. Diese Einschränkung ist für einen gewissen Kreis von Arbeitnehmern beseitigt worden. Es handelt sich hierbei um die Arbeitnehmer, die als Kohle- und Stahlfacharbeiter anerkannt sind. Der Wirkungsbereich der Freizügigkeit erstreckt sich also auf die Arbeitnehmer, die in der Kohle- und Stahlindustrie beschäftigt sind. Eine Beschränkung liegt hierbei

allerdings in dem Begriff „anerkannter Kohle- oder Stahlfacharbeiter.“

Es galt daher, einen Ausschuß zu bilden, der die HOHE BEHÖRDE beraten sollte. Dieser Ausschuß setzt sich aus Ländern und den jeweiligen Vertretern der Regierungen (Arbeitsministerien) — der Arbeitgeber wie Arbeitnehmer — zusammen. Es fanden verschiedene Konferenzen statt, die unter der Federführung der jeweiligen Regierungen abgehalten worden sind. Die Regierung war deshalb der Sprecher, weil das Problem der Freizügigkeit nicht nur arbeitspolitischen Charakter hat, sondern auch die Erfordernisse der Gesundheit und öffentlichen Ordnung, der Sozialversicherungsgesetzgebung, Berufsausbildung usw. (was in diesem Falle überwiegend auf der gesetzlichen Ebene geregelt ist) behandelt werden mußten.

Ich möchte nun ein Beispiel aus der Praxis anführen, um jedem Leser möglichst klar werden zu lassen, wie viele Schwierigkeiten hinter solchen Fragen stehen, und an was alles gedacht werden mußte:

Ein italienischer Stahlfacharbeiter hätte also heute die Möglichkeit, in einem deutschen Stahlwerk zu arbeiten, ohne daß seine Staatsangehörigkeit für ihn auf Grund der deutschen Gesetzgebung sich einschränkend auswirkt. Zunächst muß gesichert sein, daß er — weil er Italiener ist — nicht mit geringerem Lohn bezahlt wird, als ihn der an der gleichen Stelle arbeitenden deutschen Kollegen. Die Sozialversicherung, die Krankenversicherung müssen für diesen Mann gleichermaßen schützend sein. Alles das regelt der Gesetzgeber. Andere Schwierigkeiten aber treten auf, wie die Wohnungsfrage, die klimatischen Verhältnisse, die andersartige Ernährungsweise usw. Diese Dinge stellen einen Ausländer in eine ganz andere Atmosphäre als seine bisherigen Lebensgewohnheiten in Bezug auf seine körperliche und seelische Verfassung. Vor allem ist auch die Schwierigkeit der sprachlichen Verständigung nicht zu vergessen. Von all diesen Umständen abhängig ist wiederum die Leistung und damit die Produktivität. Letztere ist die Voraussetzung für eine höhere Beteiligung am Sozialprodukt.

Ich habe nur einen Teil der Kompliziertheiten angedeutet, und schon hieraus wird jeder Leser erkennen, wie außerordentlich überlegt und gewissenhaft man an diesen Fragenkomplex herangehen muß. Aus diesem Grunde stellte sich insbesondere die deutsche Delegation (Regierung, Arbeitgeber, Arbeitnehmer) einheitlich auf den Standpunkt, den Begriff „anerkannte Kohle- und Stahlfacharbeiter“ klar, und in seinem Geltungsbereich eng, zu umreißen. Es wurde zunächst eine erste Liste von Berufen festgelegt, die ihrer Art nach in die Freizügigkeit gelangen können. Voraussetzung bei diesen Berufen ist, daß eine abgeschlossene Berufsausbildung oder eine mehr oder weniger praktische Ausübung des betreffenden Berufes vorausgegangen ist. Die weitere Voraussetzung ist, daß dieser Beruf tatsächlich für die Zeit eines Jahres ausgeübt worden ist. Den Nachweis hierüber muß der Arbeitnehmer führen und der Arbeitgeber ihm eine Bescheinigung ausstellen. Eine weitere Voraussetzung ist, daß die ausgeübte Tätigkeit mit einem höheren als dem Hilfsarbeiterlohn bezahlt wurde. —

Am Schluß dieser Ausführungen werden alle Berufe aufgezählt, die zunächst unter den Artikel 69 fallen. Nach 2 Jahren des Inkrafttretens dieses Abkommens kann jeder Staat an die HOHE BEHÖRDE herantreten, die anderen Länder wegen einer etwaigen Überprüfung dieses Abkommens einzuberufen. Die vertragschließenden Teile können auf Anregung der HOHEN BEHÖRDE und zweier Regierungen im Hinblick auf die Zusammenstellung neuer Berufslisten zusammentreten.

Der Arbeiter, der nun innerhalb der Gemeinschaft für Kohle und Stahl seinen Arbeitsplatz über die Grenzen seines Landes hinaus wechseln möchte, erhält eine Arbeitskarte ausgestellt. Es gibt zwei Muster einer solchen Karte, eines für den Kohlenbergbau und eines für die Stahlindustrie. Der Inhaber einer solchen Arbeitskarte kann

eine Beschäftigung innerhalb des Montan-Gebietes aufnehmen, soweit die gesetzlichen Bestimmungen über die grundlegenden Erfordernisse der Gesundheit und der öffentlichen Ordnung erfüllt sind. Die Arbeitskarte wird auf Antrag des Arbeiters von der Arbeitsvermittlungsstelle, in deren Bereich er gearbeitet hat, ausgestellt. Dem Antrag sind Bescheinigungen des letzten oder der früheren Arbeitgeber beizufügen, aus denen hervorgehen muß, daß der Betreffende einen Beruf, der in der Berufsliste aufgeführt ist, ausgeübt hat. Weiterhin ist erforderlich, anzugeben, daß der Lohn kein Hilfsarbeiterlohn war. Die Mindestbeschäftigung in einem solchen Beruf wird — wie bereits an anderer Stelle gesagt — auf ein Jahr festgesetzt. — Sollte die Ausstellung einer beantragten Arbeitskarte verweigert werden, so ist die Entscheidung mit Angabe der Gründe von der Arbeitsvermittlungsstelle dem Antragsteller schriftlich bekanntzugeben. Die Ausstellung der Arbeitskarte unterliegt keinerlei Gebühren. Stellt ein Arbeitgeber einen Arbeiter mit Arbeitskarte ein oder entläßt er ihn, so ist das dem zuständigen Arbeitsamt innerhalb von 48 Stunden mitzuteilen.

So reihen sich nun noch vielerlei Bestimmungen in dieses Vertragswerk ein, die aber, wenn man sie hier alle aufzählen wollte, doch zu weit gingen. Es sollte lediglich einmal in großen Zügen dargestellt werden, daß man sich redlich darum bemüht, den wanderlustigen Arbeitnehmern arbeits- und sozialpolitische Sicherungen zu garantieren.

Liste der Berufe, die zunächst unter den Artikel 69 fallen:

Hochofen:

- Oberschmelzer
- 1. Schmelzer
- 1. Kühlwasserwärter
- Vorarbeiter Möllerung

Thomaskonverter:

- Vorarbeiter Konverterbühne
- 1. Konvertermann

Siemens-Martin-Ofen:

- Oberschmelzer
- 1. Schmelzer

Elektro-Stahlöfen:

- Oberschmelzer
- 1. Schmelzer

Stahlgießbetrieb:

- Vorarbeiter
- 1. Gießer
- 1. Pfannenmann
- 1. Kokillenmann
- 1. Gespannplattenmacher

Tieföfen:

- 1. Tieföfenmann

Stoßöfen:

- Vorarbeiter
- 1. Ofenmann

Walzwerk:

- Oberwalzer (alle Straßen)
- 1. Walzer (alle Straßen)
- Staffelmann — Fertigstraße (Universal- und Halbzeugstraße)
- Fertigwalzer (Grob-, Mittel- und Feinstraßen)
- Staffelmann — Vorstraße (an nicht mechanisierten Straßen — alle Straßen)
- Umwalzer
- Steuerbühnenmaschinist
- Umbauvorarbeiter
- Vorarbeiter — Schere
- Vorarbeiter — Säge — Walzwerke

In den nächsten „Werkmitteilungen“ wird ein Überblick über den Stand der Berufsausbildung in der Eisen- und Stahlindustrie gegeben. Diese Ausführungen stehen im Zusammenhang mit den Darlegungen zu dem heutigen Kapitel über den Artikel 69.

BETRIEBSKLIMA

Das Jahresende und die Weihnachtszeit bewegen viele Menschen zu einem Rückblick über ihre privaten und geschäftlichen Erfolge und Mißerfolge, kurz über alles das sich lohnt, einer Revision unterzogen zu werden. Neue Vorsätze und Entschlüsse werden für das neue Jahr gefaßt. Dieser besinnlichen Stunde wollen wir eine kurze Zeit unseres täglichen Betriebslebens widmen.

Wenn wir uns heute eine kurze Zeit mit dem Menschen in der Industrie beschäftigen, dann aus dem Grunde, weil die technische Entwicklung scheinbar ihn als „Krone der Schöpfung“ und als Individuum fast vergessen läßt. Der technische Fortschritt mit seiner modernen Arbeitsteilung hat mehr und mehr zu einer Entpersönlichung des arbeitenden Menschen geführt und das individuelle handwerkliche Können alter Herkunft immer mehr zurückgedrängt. Moderne Bandfertigungen ersetzen Arbeiten, die vor 50 Jahren noch ein umfassendes Können und Wissen von den einzelnen Menschen verlangten. Heute ist die Arbeit in einzelne Arbeitsgänge sinnvoll unterteilt, die im Höchsthalle das Können und Wissen eines Spezialarbeiters verlangen. Diese Entwicklung geht unaufhaltsam vorwärts und kann nicht zurückgeschaltet werden. Die Folge ist, daß einige Ideale des schaffenden Menschen der Vergangenheit, wie Ständebewußtsein und dergleichen mehr, durch die Technisierung stetig abgebaut werden. Im wahrsten Sinne des Wortes ist der heute schaffende Mensch nur noch ein „Rädchen in der Maschine“. Diese Entwicklung beeinflußt auch die menschlichen Beziehungen innerhalb der Betriebe.

Als ein markantes Beispiel der Beeinflussung der menschlichen Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Arbeitern durch die Technik, werden in der Industrie immer wieder die Rolle und Aufgaben des Meisters herangezogen. Der Werkmeister der Vergangenheit war neben seinem handwerklichen Können auch noch die Person, die bei allen Fragen um Rat gefragt wurde. Persönliche Anliegen, die nicht immer etwas mit dem Geschäft zu tun hatten, wurden dem „Alten“ bis in seine persönliche Sphäre vorgetragen und um Rat und Unterstützung gebeten. Hieraus ergab sich ein natürliches Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich auch im Betriebsleben positiv niederschlug.

Im Wandel der Technik mußte sich dieser Werkmeister der Vergangenheit zu einem hochqualifizierten Fachmann entwickeln, und zwangsläufig trat ein Rückgang seiner früher so wichtigen Rolle als persönlicher Betreuer seiner Mitarbeiter ein. So wird z. B. heute in vielen Betrieben die Einstellung und Entlassung von Arbeitskräften von einem Einstellbüro geleitet.

Für die Arbeitsverteilung und Dispositionen sind Arbeitsvorbereitungsbüros vorhanden, die dem Meister diese Arbeiten abnehmen. Lohn und Gehalt wird wieder von einer anderen zentralen Stelle gesteuert. Für den Meister der heutigen Zeit ist die Arbeitszeit ausgefüllt, um das hochgezüchtete Betriebsmittel richtig zu steuern und zu lenken. Die Folge ist, daß ein erhebliches Mehrkönnen und Wissen von dem Meister verlangt wird, um allen Anforderungen der heutigen Technik gerecht zu werden. Diese Feststellung zwingt uns zu der Überlegung, was wir tun können, um den Gemeinschaftsgeist der Vergangenheit, der sich in allen Teilen positiv ausgewirkt hat, zu erhalten.

Eine Umfrage, was der Mensch im Betrieb erwartet, hat in den meisten Fällen zu der Antwort geführt: „Sicherheit“. Die Betrachtung dieser Sicherheit kann sehr unterschiedlich sein:

1. Sicherheit des Arbeitsplatzes,
2. Sicherheit des Einkommens,
3. Sicherheit des Lebensabends,
4. Sicherheit für sich und seine Angehörigen bei Invalidität und Krankheit.

„Sicherheit“ kann auch von einem ideellen Standpunkt aus gewünscht werden. Professor Dr. Ing. E. Bramesfeld, einer unserer bekanntesten Arbeitspsychologen, sieht sie so: „einmal als Sicherheit seiner individuellen und sozialen Geltung, auf der seine geistige und seelische ‚Existenz‘ beruht, also als Sicherheit die Anerkennung seines ‚So-Seins‘ und als Schutz vor Minderwertigkeitserlebnissen;

zum anderen als Sicherheit seiner ‚sozialen‘ Rolle und Einordnung als Gemeinschaftswesen innerhalb der menschlichen Um-

welt, also in der Form der erlebten ‚Zugehörigkeit‘ zur Gruppe und Gemeinschaft“.

Es sind also nicht immer nur materielle Werte, die abverlangt werden; in gleicher Weise sind die ideellen Werte nicht zu übersehen, die vom Arbeitnehmer, Angestellter oder Arbeiter gewünscht werden. Jeder Werktätige weiß, daß der Umgangston in der Schwerindustrie u. U. recht hart ist, das wird auch von den Arbeitern als selbstverständlich angenommen, vorausgesetzt, daß auch zur gegebenen Zeit ein Lob für seine persönlichen Leistungen ausgesprochen wird. Der Arbeiter möchte durch die technische Entwicklung aber nicht nur „funktionieren“, sondern das Gefühl haben, als Persönlichkeit behandelt zu werden.

Mit nur sozialen Maßnahmen wie: Erholung, Werksküche, Kinderversicherung, Krankenversicherung, Gesundheitshaus, Wohnungsbau und dergleichen, kann man diesen Dingen nicht beikommen. Es ist wie eine Wohnung, die Möbel stehen am richtigen Platz, aber die kleinen, persönlichen Ausschmückungen, um sich in der Wohnung „wohl“ zu fühlen, die fehlen. Dieses Wohlfühlen kann sich besonders bei Krisenzeiten positiv auswirken. Hierzu ein Beispiel, welches uns in Amerika von einem Werk der Textilindustrie erzählt wurde. Ein kleines Werk hatte erhebliche Absatzschwierigkeiten, da die größeren Betriebe durch ihre neuen Maschinen billiger anbieten konnten. Es mußten dringend neue Maschinen investiert werden, da sonst in absehbarer Zeit Entlassungen und Stilllegungen erfolgen mußten. Der Inhaber des Werkes, der als sozial eingestellter Arbeitgeber bei seinen Leuten in hoher Achtung stand, machte den für viele Betriebe in USA unvorstellbaren Vorschlag, die Löhne und Gehälter für eine Übergangszeit zu kürzen, um mit diesem Mittel die notwendigen Investitionen zu finanzieren. Mit zusätzlichen Darlehen von dem Arbeitgeberverband und den Gewerkschaften konnte der Betrieb nach einem Jahr die alten Löhne und mehr bezahlen. Bei einem schlechten „Betriebsklima“ wäre das auch in Amerika nicht möglich gewesen. Gute Zusammenarbeit läßt nicht nur Krisenzeiten gemeinschaftlich überwinden. Alle anderen betrieblichen Maßnahmen lassen sich dann auch ohne besondere Schwierigkeiten durchführen, weil ihre Notwendigkeit geglaubt wird.

Die Exponenten der technischen Entwicklung, wie neuzeitliche Maschinen, Organisation, Rationalisierung, neuzeitliche Lohnformen usw., sollen die Leistungen steigern. Aber dringen wir nicht auf Widerstände, trotz dieser Maßnahmen, die uns manchmal, bei allem sozialen und technischen Verständnis, unverständlich erscheinen? Manchmal sind wir recht erstaunt, daß ein „gerechter“ Lohn nicht die entsprechende Leistung zeigt. Bei näherer Betrachtung stellt man dann u. U. fest, daß der menschliche Kontakt zwischen Vorgesetzten und Arbeitern, oder zwischen den Arbeitern selbst, nicht in Ordnung ist.

Die Gruppenprämien in der Industrie haben neben der Funktion des Leistungslohnes auch noch für den Arbeiter die Funktion des sozialen Geltungsmaßstabes. So kann eine verschworene Gemeinschaft von Arbeitern bei einem Gruppenakkord einen hohen Leistungslohn erreichen. Querulanten stören und mindern das Ergebnis. Das „richtige Maß“ ist hier in die Hände der Arbeiter gelegt. Hier ist eine Quelle der Mitbestimmung und Mitverantwortung.

Können und Wissen sind die Maßstäbe der Vorgesetzten. Hierbei kann es durchaus passieren, daß die „fachlichen Qualitäten“ zu einem Mißerfolg führen, wenn die „menschlichen Qualitäten“ zu den Untergebenen nicht „passen“. Auf meiner Studienreise durch die USA hatte ich wiederholt Gelegenheit, mich mit leitenden Herren der amerikanischen Industrie über die gewünschte Qualität der Vorgesetzten zu unterhalten. Immer wieder wurde uns bestätigt, daß sie auf die „menschliche Qualität“ einen gleich großen Wert legen wie auf das fachliche Können ihrer Meister und Vorarbeiter.

Die menschlichen Beziehungen lassen sich nicht immer über den Weg: Beweis, Experiment, bewußte Organisation finden, wenn nicht gleichzeitig das Gefühl des schaffenden Menschen, seine Wünsche und Hoffnungen, Ängste und Nöte, in entsprechender Form Verständnis finden. Dabei soll nicht verkannt werden, daß ein Anbiederer ebenso verkehrt ist, wie eine absolute Distanz. Der schaffende Mensch möchte korrekt und ehrlich behandelt werden. Er hat dabei ein sehr feines Gefühl, ob es sich hier nur um ein Lippenbekenntnis handelt. Ebenso wie ein Tadel nicht unausgesprochen bleiben soll, muß auch für die persönliche Leistung zur gegebenen Zeit eine Belobigung erfolgen, die nicht immer mit einer materiellen Belohnung verbunden zu sein braucht. Auch das glückliche Gefühl, „der richtige Mann am richtigen Platz“ zu sein, fördert die Leistungsbereitschaft.

Neue Betriebsorganisationen stoßen sehr oft auf Widerstand. Macht man sich die Mühe, die Widerstände zu untersuchen, so finden wir sehr oft, daß die „Alten“ die neuen Ideen nicht verstehen können und auch manchmal, je nach Stellung, nicht verstehen wollen. Dabei ist durchaus kein böser Wille vorhanden. Der immer gleiche Tritt seiner Arbeit hat bei ihm die Überzeugung geweckt, daß es so und nicht anders gemacht werden muß. Die Durchführung der neuen Gedanken und Organisationen wird desto leichter, je mehr man dem Einzelnen das Gefühl gibt, an dieser neuen Arbeit mitzuarbeiten, und daß ein Erfolg solcher Maßnahmen für ihn ebenfalls Anerkennung bringt. Das setzt natürlich eine Gemeinschaftsarbeit voraus. Durch entsprechende Informationen und persönliche Rücksprachen mit den Beteiligten muß das Interesse geweckt werden. Diktatoren auf diesem Gebiet haben keine lange Lebensdauer.

In gleicher Weise, wie wir uns täglich bemühen, neue Kunden zu werben, sollten wir uns bemühen, geeignete und willige Mitarbeiter zu bekommen. Nicht nur das Wort „human relations“ (menschliche Beziehungen) in den Mund zu nehmen, sondern praktisch auszuüben, sollte unser Bestreben sein. Hierzu gehört nicht nur der Meinungsaustausch der leitenden Herren, sondern auch die Erkenntnisse der modernen Schulung der Meister und Vorarbeiter. Voraussetzung ist natürlich die richtige Vorstellung von der Wirklichkeit, den Tatbeständen und Folgerungen bei allen Beteiligten, da sonst alle Bemühungen um eine Ausgleichsspannung im Betrieb vergeblich sind.

Aus der Erkenntnis und der Folgerung aus dem vorher Gesagten sollten die Werke sich bemühen, daß bei den Arbeitern und Angestellten im Hinblick auf die fortschreitende Technik der zu leistenden Arbeit eine entsprechende Auslese der Arbeitskräfte erfolgt. Für eine monotone Arbeit sollte man den Typus nehmen, der sich hierzu eignet. Die moderne Analyse der Arbeit sowie die Testuntersuchungen geben der heutigen Arbeitswissenschaft genügend Anhaltspunkte, den richtigen Mann für den zu besetzenden Arbeitsplatz zu finden. Daß der Müller der Schulze für einen anständigen Menschen hält, genügt bei der heutigen modernen Arbeitsteilung keinesfalls, einen entsprechenden Arbeiter oder Angestellten für die zu leistende Arbeit zu erhalten. Die Auswirkung dieser falschen Disposition bekommen der Betrieb und die Verwaltung zu spüren. Spannungen werden auf diese Weise mit in die Abteilungen und Büros gebracht, die durch sinnvolle Steuerung von vorneherein abgestellt werden könnten.

Wohin die Technik uns treibt, kann heute noch nicht gesagt werden. Führt sie uns zu einer noch weiteren Arbeitsteilung und damit zum primitiven Tun und elementaren Denken, oder ist der Mensch bereit, sich zum Herren der Maschine und damit zu einem höheren Lebensstandard zu entwickeln?

Die erhöhte Freizeit, die von den Gewerkschaften und Arbeitgebern z. Z. eifrig diskutiert wird, bietet u. U. sehr viele Möglichkeiten, dieses Problem mit zu lösen. Die Fünf-Tage-Woche kann zu gesteigerter Stundenleistung und schöpferischer Freizeitgestaltung führen. Sie kann nicht sofort generell durchgeführt werden, vielmehr muß sie aus den einzelnen Betrieben organisch wachsen, wenn sie volkswirtschaftlich allen Menschen zugute kommen soll. Das sind Erkenntnisse, die allerdings überbetrieblich zu lösen sind und vom Betrieb nur mittelbar beeinflusst werden können, nur sollte man sie bei der Behandlung des gesamten Problems nicht vergessen.

Schoppe

16. NOVEMBER 1954



Es wirken mit:

Karl-Otto Brocker	<i>Sprecher des Abends</i>
Die Metro-Girls	<i>Revue-Ballett</i>
Ruth Roxy	<i>Elastic-Akt</i>
Chas. Willuhn	<i>Musik verkehrt</i>
Lore Loretta	<i>Step-Revue auf Trommeln</i>
Hans Scherwath	<i>Intern. Komponisten-</i> <i>darsteller</i>
3 Tarragonas	<i>Arabische Springer</i> <i>und Kaskadeure</i>
Die Kapelle	
Hermann Könnecke	

die 63 Jubilare dieses Jahres und Gäste

Zum zweiten Mal können wir über das Fest unserer Jubilare in den Werkmitteilungen berichten. Wie im Vorjahr, so war auch dieses Jahr der Spätnachmittag vor Buß- und Betttag gewählt worden, um alle, die 1954 in unserem Werk 15 bzw. 25 und 40 Jahre tätig waren, mit ihren Ehegatten zusammenzubitten. Auch in diesem Jahr bestätigte sich die Zweckmäßigkeit der Wahl dieses Tages, und so wird es wohl auch fernerhin bleiben, denn die Stimmung bei jeder Feier, die sich bis in die



Nähe der Polizeistunde ausdehnt, wird natürlich auch getragen von dem Gedanken an den folgenden Tag, und ein Arbeitstag verlangt nun einmal den ganzen Mann. Unsere Jubilare dürfen sich deshalb getrost den Freuden hingeben, die das festlich gedruckte Programm ihnen verheißt.

In Treue seine Pflicht getan zu haben, Jahr um Jahr, das ist einer von den Posten, die gutgeschrieben werden in unserem Lebensbuche. Der Dank und die Anerkennung, die in den Worten der Betriebsleitung und der Vorsitz der Betriebsräte von Werk Reisholz und Oberbilk zum Ausdruck kamen, bestätigten die Wertschätzung dieses treuen Stammes von Mitarbeitern als eines der tragenden Elemente im betrieblichen Geschehen.

Der kleine Ausflug, der mit der Ehrung der Jubilare verbunden wird, führte in diesem Jahr auf Umwegen zur Diepeschrather Mühle im Königsforst bei Köln. Leider brach die Dunkelheit wegen des trüben Wetters besonders früh herein, so daß die um 16 Uhr startende Wagen-Kolonnen sehr bald im Licht der Scheinwerfer fahren mußte.

Das in Dunst und Dämmerung liegende Bergische Land enthielt uns also auf dieser kleinen Reise seine Reize vor. Schade!

Ein aussichtsloses Beginnen scheint es, die gemütliche Atmosphäre in Worte zu fassen, von der der Abend bestimmt wurde. Vielleicht kann die dem Bericht beigelegte Bild-Reportage den „Daheimgebliebenen“ den Eindruck vermitteln, vor dessen Beschreibung der Berichterstatter hier kapituliert. Es bleibt aber festzustellen, daß eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen der Feier in der Vorbereitung lag. An den Gästen war es, zum festlichen Gewand auch das festlich gestimmte Herz mitzubringen, und das taten sie.

Hannes



Der Betriebslärm

Wir leben in einer geräuschvollen Zeit. Je weiter die Zivilisation fortschreitet, um so mehr Lärm macht sie. Am schlimmsten ist es in den Städten, wo der Straßenlärm wie eine gewaltige Flut die Häuser umspült und durch alle Ritzen einzudringen versucht. Aber auch auf dem Lande wird es immer geräuschvoller. Auf den Feldern rattern die Traktoren, und auf den Landstraßen reißt Tag und Nacht das Getöse der Fernlastzüge nicht ab. Und wer, um dem Lärm zu entfliehen, die entlegenste Gegend aufsucht, wird auch dort von dem Geheul eines Düsenflugzeuges aufgeschreckt. Lärm ist vor allem aber auch in den Fabriken und Werkstätten, in den Büros und Kaufhäusern. Die meisten Menschen verbringen den ganzen Tag in lärmgefüllter Umgebung. Und wenn sie Pech haben, müssen sie sich dann nach Feierabend noch über die zu laut gestellten Rundfunkapparate der Nachbarn oder über Kindergeschrei in der Wohnung ärgern. Es gibt Menschen, denen scheint das nichts auszumachen. Aber die meisten leiden unter dem Lärm,

bewußt oder unbewußt. Die moderne Wissenschaft hat längst die gesundheitsschädigende Wirkung des Lärms erkannt. Aber erst in neuerer Zeit hat man begonnen, den Lärm aktiv zu bekämpfen. Auf der Straße werden Lärmmeßgeräte eingesetzt, und man bemüht sich, möglichst geräuscharme Motoren zu konstruieren. Auch in den Fabriken und Arbeitsräumen gewinnt der Gedanke des Lärmschutzes immer mehr Raum.

Die Maßeinheit für den Grad des Lärms ist das Phon. 1 Phon ist die Lautstärke, die vom menschlichen Ohr eben wahrgenommen wird. Der Lärm in einer belebten Gastwirtschaft beträgt z. B. 50 Phon, der Verkehrslärm in einer lauten Straße 70 Phon. In der Metallindustrie werden Lautstärken bis zu 130 Phon erreicht. Dem stärksten Lärm sind Kesselschmiede, Nietler, Walzer und Angehörige der blechverarbeitenden Berufe ausgesetzt.

Das Organ, das von der Lärmschädigung in erster Linie betroffen wird, ist natürlich das Gehörorgan. Die hochempfindlichen Gehörszellen und die Fasern der Gehörnerven

Ein Weihnachtsgeschenk, aber nicht ungefährlich



Als sich der olle Baron von Drais, den übrigens die meisten seiner Mitmenschen wegen seiner Ideen nicht für ganz gescheit hielten, mit einem Vehikel durch die Gegend bewegte, das später einmal unser heutiges Fahrrad werden sollte, da schwebte ihm vor, ein neues Verkehrsmittel zu schaffen. Das war um 1820. Er saß auf dem hölzernen Gefährt, wie wir heute auch auf unserem Fahrrad sitzen, allerdings mit dem kleinen Unterschied, daß er sich noch mit den Füßen abstieß und sich auf diese Weise weiterbewegte.

Als Verkehrsmittel kam das Fahrrad schnell in Gebrauch, nachdem es seine Kinderkrankheiten überwunden hatte und erst in unserer Zeit kündigt sich eine Änderung an; es wird zunehmend Spielzeug auf der einen Seite, auf der

anderen Seite wird es abgelöst vom Moped. So werden auch in diesem Jahr manche Euben und Mädels ein Fahrrad unter dem Weihnachtsbaum finden, doch nicht alle Eltern werden sich bewußt sein, daß die Kinder damit die Straße als Spielplatz benutzen, denn wo anders soll man ein Fahrrad benutzen, das man doch zu Weihnachten als — Spielzeug erhielt. Die Straße ist aber kein Spielplatz und die Kinder werden Verkehrsteilnehmer. Aus dieser Situation und der Gefährdung anderer können sich für die Eltern Schwierigkeiten ergeben, an die bei diesem Geschenk wahrscheinlich nicht gedacht wird: für die Schäden, die Kinder anrichten, haften nämlich die Eltern. Ganz allgemein liegt hier die Gefahr finanzieller Inanspruchnahme, sobald von einer Verletzung der Aufsichtspflicht gesprochen werden kann. Es dürfte deshalb angebracht sein, einmal auf den Schutz hinzuweisen, den eine Haftpflicht-Versicherung gegen geringe Prämie gewährt, allein wenn man berücksichtigt, daß eine Schaufensterscheibe hunderte von Mark kostet.

Für die Radfahrer im besonderen entnehmen wir einer Presse-Information folgende Notiz:

Wie die Pressestelle der Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit erfährt, ist es dem Verein für Radfahrwege Berlin e. V. gelungen, vom Bundesaufsichtsamt für Versicherungen die Genehmigung für eine vorteilhafte Versicherung der Radfahrer zu erhalten. Nach dem vorliegenden Entwurf einer Versicherungsgesellschaft wird der Jahresbeitrag bei einer Versicherungsleistung von 100 000 DM bei Personenschaden und 10 000 DM bei Sachschaden 3.— D-Mark betragen.

Mch.

werden überbeansprucht und mit der Zeit immer unempfindlicher. Wenn Lautstärken von 90 Phon und mehr regelmäßig einwirken, kommt es nach einigen Jahren zu einer unheilbaren Innenohrschwerhörigkeit. Zunächst verschlechtert sich das Hörvermögen für hohe Töne, später auch für die tieferen. In hochgradigen Fällen kann es zu Taubheit kommen.

Der Lärm der modernen Zeit hat schon zu einer gewissen Vertaubung der Bevölkerung geführt.

Wie Nachforschungen ergeben haben, besaßen die Menschen vor 200 Jahren ein viel feineres Gehör als heute. Die Hörnerven leiten die aufgenommenen Schallreize zu der Zentrale des Gehirns. Es ist daher kein Wunder, wenn durch die Lärmeinwirkung das gesamte Nervensystem leidet. Es kommt zu einer Überreizung und Erschöpfung der Nerven. Das kann sich mit den mannigfaltigsten Symptomen äußern. Diese aufzuzählen, würde an dieser Stelle zu weit führen. In jedem Falle ist die Leistungsfähigkeit unter Lärmeinwirkung bedeutend herabgesetzt, auch bei den Menschen, die subjektiv nicht unter dem Lärm leiden.

Der idealste Lärmschutz besteht natürlich darin, die Lärmquelle auszuschalten. In vielen Fällen ist es möglich, durch kleine technische Abänderungen den Lauf einer Maschine wesentlich geräuscharmer zu gestalten. Man denke beispielsweise an die zweirädrigen Sackkarren, die in Lagerräumen viel gebraucht werden. Ist es nicht ein großer Unterschied, ob sie gummibereift sind oder nicht? Eins muß man jedoch beachten: Der Gesamtlärm in einem Raum ist nicht die Summe der einzelnen Geräusche. Wenn z. B. bei einer Maschine ein Lärm von 80 Phon entsteht, dann sind es bei zwei solcher Maschinen in einem Raum nicht 160, sondern nur etwa 82 Phon. Und bei 100 Maschinen würde die Lautstärke erst um 10 Phon höher sein. Der Lärm in einem Raum läßt sich manchmal durch Auskleidung mit schallschluckenden Stoffen, wie Filz oder Kork, vermindern. Klingelzeichen können in vielen Fällen durch Lichtsignalzeichen ersetzt werden, z. B. in Büros oder Krankenhäusern. Nach außen hin sollten lärmgefüllte Räume durch Verwendung schallisolierender Baustoffe abgeschirmt werden.

Die Bekämpfung des Lärms an seiner Ursprungsstelle ist die eine Möglichkeit des Lärmschutzes. Sie ist aber vielfach überhaupt nicht oder nur beschränkt durchführbar. Dann kann die zweite Möglichkeit herangezogen werden. Es ist der Schutz des einzelnen Arbeiters durch Hörschutzgeräte, die es in mehreren Ausführungen gibt. Sie werden im äußeren Gehörgang getragen und halten den Lärm ab. Manche Geräte lassen infolge ihrer besonderen Konstruktion die gewöhnliche Umgangssprache durch. Eine Verständigung untereinander und selbst Telefonieren ist dabei ganz gut möglich.

Eine Schädigung des Gehörs durch Lärm kann als Berufskrankheit gelten. Dem Versicherungsschutz unterstehen Angehörige der Metall- und Textilindustrie, sowie Arbeiter an Prüfständen. Es werden jedoch nur schwere Fälle, nämlich Taubheit oder an Taubheit grenzende Schwerhörigkeit entschädigt.

Die

betrübliche

Rechnung

Wir haben schon verschiedentlich auf die Sicherheit gegen Unfälle, die die Füße in Mitleidenschaft ziehen, hingewiesen, wenn Arbeitsschuhe mit Stahlkappen getragen werden. Leider müssen wir in diesem Heft „die betrübliche Rechnung“ aufmachen wegen eines Falles, der wahrscheinlich gar keine vorübergehende Arbeitsunfähigkeit nach sich gezogen hätte, wenn ...

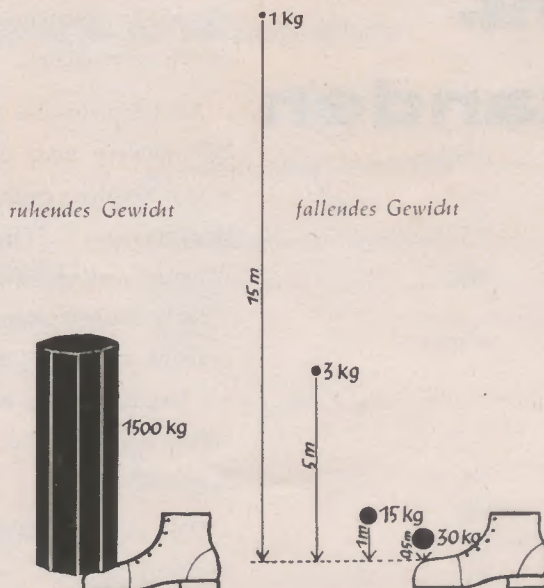
Die Folgen: Zehenquetschung am linken Fuß mit Nagelgliedzertrümmerung an der 1. bis 4. Zehe, 108 Tage Arbeitsausfall.

An 106 Arbeitstagen wären verdient worden netto	DM 1376.29
dafür mußte Krankengeld gezahlt werden	DM 1060.00
das ist ein Ausfall von	DM 316.29
Durch die Zahlung der ersten 3 Krankheitstage wurde dieser Ausfall gemildert um	DM 41.98
Der finanzielle Schaden des Verletzten betrug also	DM 274.31

Dieser Betrag hätte für 11 Paar Arbeitsschuhe gereicht; die Anschaffung eines Paares hätte sich also bestimmt gelohnt.

Unfälle verhüten ist eine Rechnung, bei der man immer verdient!

Welche Belastung hält die Stahlkappe im Sicherheitsschuh aus?



Wichtiges mit wenig Worten

Sammelmappen für „Werkmitteilungen“,

die die bisher erschienenen Ausgaben der Jahre 1952–1955 fassen, sind in Auftrag gegeben worden. Vorliegende Bestellungen werden sofort nach Eingang erledigt. Die Mappen tragen statt der Jahreszahlen nur ein freies Feld auf dem Rücken, in das die dem Inhalt entsprechende Jahreszahl eingetragen werden kann, so daß die Mappen unabhängig von den gerade vorhandenen Ausgaben jederzeit in Benutzung genommen werden können. Die Sozialabteilung hält diese Einbanddecken nach Lieferung ständig vorrätig. Die Bindemechanik war in Heft 11 der „Werkmitteilungen“ abgebildet und ist einfach zu handhaben. Eingang und endgültiger Preis der Mappen wird durch Aushang bekanntgemacht.

Unser „Taschenbuch“

nach langer Unterbrechung erstmalig im Frühjahr 1953 erschienen, hat einen solchen Anklang in und außer dem Hause gefunden, daß die gewiß nicht kleine Auflage vergriffen ist. Dadurch wurde ein Neudruck notwendig, der zugleich auch den 1. Nachtrag einschließt. Im Laufe des Dezember wird mit der Ausgabe begonnen. Alle, die s. Zt. den Bestellzettel für Nach-

tragslieferungen abgaben, werden den Neudruck erhalten, ohne daß er besonders angefordert werden muß. Der bisherige Inhalt der Einbanddecke braucht nur gegen das neue Exemplar ausgetauscht zu werden.

Ein neues Gesamt-Erzeugungsprogramm

wird im Dezember fertig und steht Interessenten zur Verfügung. Format 20 x 21 cm, 34 Seiten, mehrfarbig illustriert. Der Druck einer französischen und englischen Ausgabe erfolgt anschließend.

Kurz — aber wissenschaftlich

Freiwilliger Steuerzahler

Steuern auf Gehalt, Einkommen und Verbrauch müssen wir zahlen, daran kommen wir alle nicht vorbei. Daneben wurden aber im Bundesgebiet 1953 nicht weniger als 134,6 Millionen DM an vermeidbaren Steuern entrichtet, nämlich von Wettern-, Toto- und Lotteriespielern. Die insgesamt in diesem Zeitraum auf dem Altar der Glücksgöttin geopfert Beträge dürften etwa das Fünffache dieser Summe ausmachen.

Wie die Münznamen entstanden sind

Viele alte Münzbezeichnungen haben sich in unserem Sprachschatz bis in unsere Zeit erhalten, obwohl die betreffenden Geldsorten längst nicht mehr im Gebrauch sind. Muß jemand etwas bezahlen, dann sagt er wohl scherzhaft, er habe etwas zu „berappen“, und auch der „Groschen“ ist als Bezeichnung eines 10-Pfennig-Stückes nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen Gegenden heute noch geläufig. Da lohnt es sich, einmal der Entstehung einiger Münznamen nachzugehen.

Als beispielsweise im Mittelalter die Silbermünzen noch nach Pfunden gewogen wurden, entstanden die Münzbezeichnungen Pfünding, Pfending, Pfennig und schließlich unser biederer Pfennig. Nach der Karolingischen Münzordnung war im Mittelalter der Pfennig fast die einzige europäische Silbermünze und zwar $\frac{1}{12}$ Schilling = $\frac{1}{240}$ Pfund Silber.

Die englische Währung hat diese Werteinheiten bis heute beibehalten. Infolge der fortschreitenden Münzverschlechterung wurde aber aus dem

Pfennig, der früher eine Silbermünze war, eine Scheidemünze und schließlich der Kupfer- und während des ersten Weltkrieges sogar ein Eisenpfennig. Heute verwendet man eine Buntmetalllegierung dafür.

Als neben den großen Silberpfennigen auch Goldmünzen geprägt wurden, und zwar erstmalig 1252 in Florenz, nannte man sie „Golden“, woraus dann der Gulden wurde. Weil sie zuerst in Florenz aufkamen, wurde nach der italienischen „Florine“ die Abkürzung fl. für Gulden gebräuchlich.

Das Wort „Taler“ für die große Silbermünze, die bei uns von 1518 bis 1907 im Umlauf war, hat seinen Ursprung im böhmischen Ortsnamen Joachimsthal, wo sie zuerst geprägt und danach „Joachimsthaler“ genannt wurde. Man ließ aber bald die Ortsbezeichnung weg, und das Wort Taler blieb übrig.

Aus dem Taler ist übrigens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und zwar seit 1792 der Dollar entstanden. Von hier aus fand diese Münzbezeichnung u. a. Eingang in Kanada.

Liberia, der Dominikanischen Republik und auch in China, das den Silberdollar als Währungseinheit kennt.

Die um 1800 in Böhmen geprägten Silberstücke wurden „Grossi“, d. h. die Großen genannt, und daraus ist dann zunächst und zwar seit 1821, der Silbergroschen und später die heute noch übliche Bezeichnung für ein 10-Pfennig-Stück entstanden.

Wenn heute noch jemand sagt, er wolle eine Rechnung „auf Heller und Pfennig bezahlen“, dann ist das ein Überbleibsel aus jener Zeit, als noch der Heller im Umlauf war. Dieser Heller, der ursprünglich Haller oder Häller genannt wurde, war ein seit dem 13. Jahrhundert geprägter Silberpfennig, der den Namen seines ehemaligen Prägeortes Schwäbisch-Hall empfing.

Aus der Sitte, die Münzen mit den Bildern der Münzherren oder Stadtwappen zu prägen, entstand der „Batzen“, stammend aus Bern, das den Bären, den Meister „Petz“, auf seinen Münzen zeigte. Weil andere Münzen mit dem Kreuzzeichen geprägt waren, wurden sie „Kreuzer“ genannt.

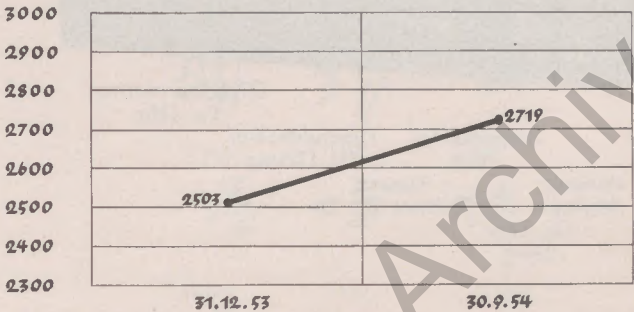
Eine Anzahl süddeutscher Länder, die sich im „Rappenmünzbund“ zusammengeschlossen hatten, gaben „Rappen“ heraus. Dies waren Münzen, die wegen ihrer ursprünglich dunklen Farbe mit einem Pferderappen verglichen wurden. Geblieben aber ist die Bezeichnung „berappen“, wenn jemand etwas zu bezahlen hat.

Wenn aber jemand etwas „abgeknöpft“, d. h. Geld abgenommen wird, dann deutet diese Bezeichnung auf eine Gewohnheit beim Kartenspielen hin. So haben früher süddeutsche Bauern ihre Spielverluste damit beglichen, daß sie ihre wertvollen Trachtenknöpfe vom Rock abschnitten und dem Gewinner überließen.

Pdwtt.

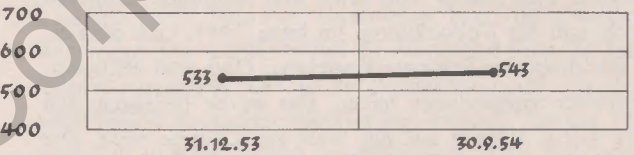
Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschl. gewerbliche Lehrlinge



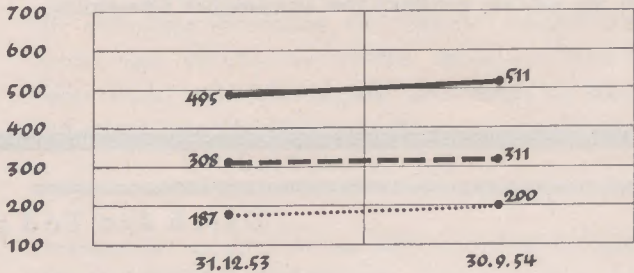
Zugang vom 1. 1. — 30. 9. 54 . . . 443
Abgang vom 1. 1. — 30. 9. 54 . . . 227

Angestellte einschl. kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 1. — 30. 9. 54 . . . 47
Abgang vom 1. 1. — 30. 9. 54 . . . 37

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt: —————
Pensionäre: - - - - -
Pensionärswitwen:

Zugang vom 1. 1. — 30. 9. 54 . . . 41
(20 Pensionäre
21 Pens.-Ww.)
Abgang vom 1. 1. — 30. 9. 54 . . . 25
(17 Pensionäre
8 Pens.-Ww.)



Betriebsdirektor Martin
Beigeordneter Haas
General Tso Pin
Prokurist Merckens
Dr. Lone Liang
Oberbürgermeister Dr. Lehr
Generaldirektor Dr. Thomas

Nach dem kommunistischen Sieg in China im Jahre 1948/49 hörte man längere Zeit wenig oder gar nichts über die Verhältnisse in diesem gewaltigen Reich der Mitte.

Erst in den letzten Jahren ist China wieder in das Blickfeld der ganzen Welt gerückt, und wir lesen jetzt fast täglich in den Zeitungen politische und wirtschaftliche Berichte über das große Land und Volk im Fernen Osten. Während man bisher von etwa 470 Millionen Chinesen sprach, soll die Volkszählung im Jahre 1953, nach offiziellen Berichten der Peking-Regierung, etwa 600 Millionen Einwohner nachgewiesen haben. Das würde bedeuten, daß jeder vierte Mensch auf der Welt ein Chinese wäre. Die Bevölkerung Indiens wird auf 375 Millionen geschätzt, diejenige der Sowjetunion auf 210 Millionen, während Nordamerika heute etwa 162 Millionen Einwohner zählen dürfte.

600 Millionen Chinesen, das bedeutet, daß die Regierung Mao Tse-Tungs über eine ganz gewaltige Zahl äußerst anspruchsvoller, hart arbeitender Menschen verfügt, die auch, wie man aus Berichten vom koreanischen Kriegsschau-

Hoher chinesischer Besuch Reisholz vor 24 Jahren

platz erfuhr, militärisch ein nicht zu verachtendes Potential darstellen.

Die Welt wird also früher oder später mit China rechnen müssen, und man bemüht sich schon jetzt von fast allen Seiten, Handelsgeschäfte zwischen dem China von heute und der westlichen Welt zustandezubringen. Welche ungeheuren Aussichten auch für Stahl in dieser Beziehung bestehen, hat kürzlich ein großer amerikanischer Stahlindustrieller in einem Interview angedeutet. Er sagte wörtlich: „Im Jahre 1949 verbrauchte China 1 Pfund Stahl pro Kopf der Bevölkerung, im Jahre 1951 waren es schon 6 Pfund. Nun rechnen Sie einmal aus, was es bedeutet, 6 Pfund pro Kopf im Jahr. Das bedeutet, daß Sie eine riesige Bevölkerung in China haben und sehr wenig Stahl.“

Auch für die deutsche Stahlindustrie dürfte hier ein großes künftiges Absatzgebiet liegen, und wenn man die Exportzahlen betrachtet, so steigen diese von Jahr zu Jahr in erfreulicher Weise an. Es sollen aber hier nicht die wirtschaftlichen Probleme der Zukunft erörtert werden, sondern wir wollen einige Jahrzehnte zurückblättern und uns eines hohen chinesischen Besuches erinnern, der damals auf unserem Reisholzer Werk stattfand.

Das uralte chinesische Kaiserreich war 1911 durch den Sturz der alten Dynastie beseitigt worden. 1927 setzte sich General Tschiang Kai-Scheg gegen die Provinzgenerale durch, und der Kommunismus in China erlitt einen schweren Rückschlag. Die russischen militärischen Berater mußten das Land verlassen und deutsche Offiziere traten damals an ihre Stelle.

Der chinesische Gesandte in Berlin, General Tschiang Tso Pin, der im Herbst 1930, zusammen mit seinem Wirtschafts-Attaché, Dr. Lone Liang, das Rheinisch-westfälische Industriegebiet bereiste, hatte auch den Wunsch geäußert, unser Reisholzer Werk zu besichtigen. Es war ein glühend

heißer Augusttag, als die chinesischen Gäste, in Begleitung von dem damaligen Düsseldorfer Oberbürgermeister Dr. Lehr und einem Beigeordneten, in Reisholz vorfuhren und von General-Direktor Dr. Thomas und Betriebsdirektor Martin begrüßt wurden. Der General, der fließend Englisch sprach, interessierte sich für alle Arbeitsvorgänge sowohl im Rohrwerk, wie auch in der Presserei und Wassergasschweißerei und ließ sich genaue Erklärungen geben. Die glühende Hitze schien ihm, der im offiziellen schwarzen Rock erschienen war, nichts auszumachen, und als wir nach dem mehr als zweistündigen Rundgang wieder im Verwaltungsgebäude erschienen und uns an den eisgekühlten Getränken erfrischen wollten, bat er darum, eine Tasse heißen chinesischen Tee zu erhalten, der nach den Erfahrungen seines Landes das beste Durstlöschungsmittel sei.

Als der General sich verabschiedete, sprach er sich sehr lobend über das auf unserem Werk Gesehene aus und, nach Berlin zurückgekehrt, schickte er ein höfliches Dankschreiben mit einem großen chinesischen Siegel, das eine strahlende Sonnenscheibe darstellte. Später ist General Tschiang Tso Pin, der das besondere Vertrauen Tschiang Kai-Schegs besaß, als chinesischer Botschafter nach Tokio versetzt worden.

Anfang 1931 besuchte uns dann, auf Veranlassung der Gesandtschaft, der junge chinesische Dipl.-Ing. Schailing Chao aus Shanghai, der sich seit 7 Jahren in Deutschland befand und auf Kosten seiner Regierung an der Technischen Hochschule in Charlottenburg seinen Dipl.-Ingenieur gebaut hatte. Er war dann bei großen deutschen Werken, u. a. auch dem Benrather Werk „Brückenbau Flender“ zur weiteren Ausbildung tätig gewesen und wollte in Kürze nach China zurückkehren, um in den Dienst seiner Regierung zu treten.

Beim Mittagessen erzählte er interessante Dinge aus seinem Heimatland. Er stammte von einem kleinen Bauerngut in der Nähe von Shanghai. Aber seine Eltern waren inzwischen gestorben und der Ertrag des Hofes, der verpachtet sei, wäre nur äußerst gering. Der frühere Kaiser von China, der bei der Abdankung 1911 erst 6 Jahre alt gewesen sei, lebe in Japan, bekomme jedoch keinerlei Diäten aus seinem früheren Kaiserreich, das mit seinen etwa 400 Millionen Bewohnern, niemand habe sie gezählt, alleine 100 Millionen Arbeitslose habe.

In Deutschland lebten 1931 etwa 300 Chinesen, meist Studenten der Medizin und etwa 80 Studenten der Technischen Hochschulen. Chao erzählte dann von der Schriftsprache, daß sie fast 100 000 verschiedene Zeichen habe, wovon aber kaum 10 000 in Gebrauch seien. Wer etwa 3000 Schriftzeichen beherrsche, gelte schon als gebildeter Chinese.

Durch den Kurssturz des Silbers sei die Währung des Landes, die auf Silberbasis beruhe, sehr ins Wanken gekommen. Vor dem 1. Weltkrieg stand der Tael etwa Mark 3.50, fiel 1923 auf Mark 2.40 und stand 1931 auf etwa Mark 1.30. Die Nanking-Regierung mit General Tschiang Kai-Scheg als Präsidenten war die von den ausländischen Großmächten anerkannte Regierung und wurde besonders von Washington stark unterstützt. Daneben hatten sich aber drei weitere Generale als Gouverneure der

Yen	Sie	Schian
閻	錫	山
Feng	Yü	Shian
馮	玉	祥
Tschian	Kai	Scheg
蔣	介	石
Tschiang	Tso	Lin
張	作	霖

verschiedenen Provinzen selbständig gemacht und bekämpften sich teilweise gegenseitig bzw. die Nanking-Regierung. Die Generale Yen Sie-Schan und Feng Yü-Shian hielten zusammen, und in der Mandschurei saß, als Herrscher über 3 Provinzen, der General Tschang Tso-Lin. Hier herrschte auch das größte Industrieleben, denn hier hatten die Japaner die großen Hüttenwerke in und um Dairen, eine Millionenstadt, aufgebaut.

Viele Japaner aus der dortigen Industrie, Professoren der Technischen Hochschule in Port Arthur, chinesische und japanische Ingenieure der Süd-mandschurischen Eisenbahngesellschaft und andere haben später noch Reisholz und Oberbilk besucht, bis dann durch den 2. Weltkrieg und die chinesische Revolution die früheren wirtschaftlichen Beziehungen unterbrochen wurden. Wenn man jetzt die Fäden wieder zu knüpfen beginnt, dann wollen wir hoffen, daß es zum Segen der Welt sein möge.

Merckens

Durch den Tod gingen von uns:

Heinrich van Thiel
Rohrwerksarbeiter
am 23. 10. 54, Werk Reisholz

Johann Müller
Pensionär, zul. Kranfahrer
am 3. 11. 54, Werk Reisholz

Robert Reis
Dreher
am 12. 11. 54, Werk Oberbilk

Johann Sommer
Pensionär, zul. Säger
am 12. 11. 54, Werk Oberbilk

Herausgegeben von der Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH., Düsseldorf-Reisholz. Verantwortlich: Direktor August Best, Düsseldorf-Reisholz. Erscheinungsweise: In zwangloser Folge. Einsendungen an die Sozialabteilung mit dem Kennwort „Werkmitteilungen“. Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal. Grafische Gestaltung: Karl Busch.

Bildnachweis: Kleine Geschichte des Kunstgusses und Titel: Buderus'sche Eisenwerke · Rede des Bundespräsidenten: DGB-Bildstelle · Jubiläumsfeier: Heinz Völker · 2. Umschlagseite: W. u. Tr. (Tritschler) · Alle übrigen Aufnahmen: Werkphoto.



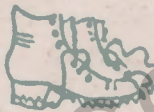
Die Neujahrswünsche

Feder wünscht sich langes Leben,
seine Kisten voller Geld,
Wiesen, Wälder, Äcker, Reben.-
Würde, was zum neuen Jahr
sich die Leutchen wünschen, wahr,
dann erst wäre es um die Welt,
glaubt es, jämmerlich bestellt.

Lebten wir schon tausend Jahre,
was gewännen wir dabei?
Kahle Köpfe, graue Haare
und das ew'ge Einerlei!
Im erschrecklichen Gedränge
ungeheurer Menschenmenge
würden Stadt und Dorf zu enge,
fast die ganze Welt zu klein.
Niemand könnte etwas erben,
denn es würde keiner sterben;
und wer möchte Doktor sein?

Wäre jedermann so reich,
als wohl jeder wünscht zu werden:
Nun, dann würden wir auf Erden
uns, als Lumpen, alle gleich.
Weil, um Lohn, des andren Bürde
niemand auf sich laden würde,
müßte jeglicher allein
sein höchstestgner Diener sein;
selber sein Paar Strümpfe stricken,
möcht er nicht gern barfuß gehn,
selber Rock und Hosen flicken,
möcht er nicht wie Adam stehn...

Ständen alle ohne Mängel
wir hienieden schon als Engel,
o wie wäre es böse Zeit
für die liebe Geistlichkeit!
Wer denn könnte Pfarrer werden
in dem Himmel hier auf Erden,
wenn der Laie besser wäre
als die Predigt, die er hört?
Nur wo nötig ist die Lehre,
und sonst nirgends, hat sie Wert.
Advokaten gingen müßig;
Richter wären überflüssig...
Ach, in diesem Weltgetümmel
wüchse wieder neue Not,
denn es brächte unser Himmel
manchen braven Mann ums Brot.



Wären alle Mädchen schön
und von außen und von innen
und vom Wirbel bis zum Zeh'n
zauberische Huldgöttinnen:
Zu alltäglich, zu gemein
würden schöne Mädchen sein;
niemand würde auf sie blicken.-
Wäre alles Diamant,
was jetzt Kiesel ist und Sand,
niemand möchte sich drum bücken.

Müßte jeder Tropf genug,
wären alle Toren Flug,
könnte niemand Bektes sagen:
O so gäb es nichts zu fragen,
nichts zu lernen, nichts zu lehren,
nichts zu tadeln, zu bekehren;
jeder schwächte wie ein Buch,
nirgends wäre Widerspruch,
und die Welt, bei Ja und Nein,
schief aus langer Weile ein.

Feder wünscht zum neuen Jahr;
aber, würde alles wahr,
dann erst wäre es um die Welt,
glaubt es, jämmerlich bestellt!
Wollt ihr die Welt verbessern-
(bloße Wünsche tun es nie,
Spiele sind's der Phantasie!)
wollt ihr die Welt verbessern,
fange jeder an bei sich,
denn der Mittelpunkt der größern
Welt ist jeglichem sein Ich.
Dieses Ich wirft seine Strahlen,
einer innern Sonne gleich,
durch des Lebens weites Reich.
Wie es selber ist, so malen
sich die Dinge, klein und groß,
prächtigt oder farbenlos.

Freund, was du vom Leben sagst,
was du über Menschen plagst,
was du preifest, was du tadelst,
was du lästerst, was du adelst,
schildert, glaub es sicherlich,
nicht die Welt, es schildert dich;
alles ist von dir gesagt,
hast dich selber angeklagt.

